

fluter

bpb:
Bundeszentrale für
politische Bildung

Nr. 11 Juni 2004



PROJEKT-P
mit dich ein

G 1203

**HAST DU HEUTE SCHON WAS VOR?
DAS MITMACHEN-HEFT**

Info

Timer



2004 / 2005

Mitwissen, mitreden, mitmischen:

der informative Hausaufgabenkalender der Bundeszentrale für politische Bildung/bpb enthält zu jedem Kalendertag interessante Mitteilungen aus aller Welt, aus Politik und Zeitgeschichte, Gesellschaft und Kultur. Jede der 53 Wochen ist auf je einer Doppelseite im speziellen Timer-Design gestaltet und farbig bebildert.

SOFORT BESTELLEN, BEVOR ES ZU SPÄT IST!
DER TIMER 2004/2005 IST DA!

Bestellen kann man so:

→ **Online:** www.bpb.de/timer

→ **per Fax:** 01805-84 63 72 72 (12 Cent pro Minute)

→ **per Postkarte:** bpb-Timer, Postfach 810627
in 30506 Hannover

→ **per SMS:** 84422 (Muster-SMS: **timer, einzelexemplar, marie muster, timerweg 1, 88888 musterdorf**);

49 Cent pro SMS; leider nicht aus dem D1-Netz. Wichtig: Kommas nicht vergessen!

Die Bereitstellungspauschale beträgt pro Exemplar 2,- Euro. Ab 5 Exemplaren kostet der Timer nur noch 1,- Euro und ab 100 Exemplaren 75 Cent. Zuzüglich immer 3,- Euro Versandanteil.

Marketing und Distribution: youngkombi.
Lieferzeit etwa 7 Tage und Versand nur an Inlandsadressen.

www.bpb.de/timer



Liebe Leserin, lieber Leser,

was wäre eine Gesellschaft ohne das Engagement der Menschen, die in ihr leben? Sie wäre wie ein Hocker, dem das dritte Bein fehlt, erklärt Professor Heiner Keupp in diesem *fluter* – sie kann nicht (be)stehen. Gesellschaft und Demokratie bleiben nur lebendig, wenn wir sie als unsere Aufgabe begreifen, sie immer wieder gestalten und verändern. Das beginnt im Freundes- und Familienkreis, kann aber auch bis zur Gründung einer eigenen Partei gehen. In diesem Heft kommen Menschen zu Wort, die entschieden haben, sich zu engagieren. Sie sind diejenigen, die in der Menge den Unterschied ausmachen, den ersten Schritt gehen, Veränderungen bewirken. Und wir zeigen Menschen, die davon profitieren, dass andere sich engagieren. Denn Mitmachen ist mehr als Mitlaufen.

Diese Ausgabe des *fluter* ist Teil der bundesweiten Kampagne „Projekt P – misch dich ein“. P steht für Politik und Partizipation. „Projekt P“ will erreichen, dass Kinder und Jugendliche ihre Bedürfnisse, Interessen und Kritik in politische Planungs- und Entscheidungsprozesse einbringen können. Das gilt für ihr unmittelbares Lebensumfeld und für alle politischen Ebenen. „Projekt P“ will vor allem Kinder und Jugendliche, aber auch Erwachsene in Macht- und Entscheidungspositionen mobilisieren. Es will vorhandene Beteiligungsformen stärken und neue Formen der Beteiligung entwickeln und erproben. „Projekt P“ beteiligt Kinder und Jugendliche an der Konzeption, Planung und Projektrealisierung. Das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, die Bundeszentrale für politische Bildung und der Deutsche Bundesjugendring führen „Projekt P“ als Aktionsbündnis in den Jahren 2004 und 2005 durch.

Thomas Krüger
Präsident der Bundeszentrale für politische Bildung

- 4 **Alles klar?** Klein anfangen, dann groß werden: AI, DLRG und Lichterkette.
- 6 **Grundsatzerklärung:** Warum es ohne Engagement nicht geht.
- 10 **Gern geschehen:** Musik im Krankenhaus und los geht's mit Helfen.
- 12 **Lebenslauf:** Wie Anika auf die Studentenproteste aufmerksam machte.
- 15 **Mittendrin:** Drei Jungs, drei Aufgaben, drei Geschichten.
- 16 **Gründerzeit:** Schülerpartei sitzt im Stadtrat.
- 18 **Herzdame:** Verena spielt Karten und macht damit anderen eine Freude.
- 19 **Trommelwirbel:** Ein literarisches Duett in Wismar.
- 20 **Nachbarschaftshilfe:** Till hatte die Rechtsradikalen satt – also tat er etwas.
- 23 **Naturtalent:** Hanna Pötter und ihr B.U.N.D. mit dem Umweltschutz.
- 24 **Bundesjugendspiele:** Vier junge Bundestagsabgeordnete geben Einblick.
- 27 **Beratungsstelle:** Lovezone Wiesbaden.
- 28 **Gewissensbiss:** Friederike Knüpling denkt darüber nach, wie es läuft.
- 30 **Tatsachen:** Mitmachen zum Anschauen.
- 36 **Danke schön:** Pinakothek der Moderne und wo es dank anderer auch besser ist.
- 38 **Blutsverwandtschaft:** Lisa suchte einen Spender, und Landau kam in Fahrt.
- 40 **Doppelspitze:** Die Schwesternvermittlung in Köln.
- 41 **Wortspiel:** Theaterbegeisterung in Leipzig.
- 42 **Hausbesuch:** Familie Krasniqi will bleiben – darf sie auch?
- 44 **Gruppenbild:** Die Pfadfinder rund um Johannes.
- 46 **Und wie, bitte?** So wird's gemacht.
- 48 **Aktionsbörse:** Ab in den Wald.
- 49 **Impressum**
- 50 **Empfehlungsschreiben:** Genial daneben.



Alles klar?

Ein Jugendlicher, der weiß, was Partizipation bedeutet, sei ihm von vornherein verdächtig, sagte uns der Münchner Sozialpsychologe Heiner Keupp im Interview. Mit uns konnte er da ganz beruhigt reden. [>> ab Seite 4](#)



Gern geschehen

Für das, was er in Berlin getan hat, bekam Till von einem Fernsehsender den „Ring der Menschlichkeit“ verliehen, und Anerkennung hat er wirklich verdient. Genau wie alle Anderen, deren Engagement wir vorstellen. [>> ab Seite 10](#)



Danke schön

Susanne Klinger hat selbst Theatererfahrung: In der Grundschule spielte sie einmal einen König. Daher fuhr sie gern nach Leipzig, um das Theatrium zu besuchen. Dazu: Wie eine Stadt hilft, eine Familie bangt und was Pfadfinder machen. [>> ab Seite 36](#)



Und wie, bitte?

Während Barbara Streidl die Möglichkeiten recherchierte, wie sich jeder einfach selbst engagieren kann, spendete sie 37 Tassen Reis und vier Liter Wasser. Wie? Nachschauen! [>> ab Seite 48](#)

1.

Alles klar?

Jeder hat mal klein angefangen: auch Amnesty International, die Deutsche Lebensrettungsgesellschaft und die Lichterkette. Außerdem: Ein Professor erklärt, warum Egoismus in Ordnung geht.



Beispielhaft

Amnesty International

Im Mai 1961 liest Peter Benenson in London von zwei Studenten aus Lissabon, die sich mit den Worten „Auf die Freiheit“ zugestanden und dafür vom damaligen Regime eingesperrt werden. Benenson schickt einen Protestartikel an den *Observer*. Auch viele andere protestieren – ein Jahr später ist aus Benensons „appeal for amnesty“ eine große Organisation geworden: Amnesty International. www.amnesty.de

Lichterkette

Zuerst ist es nur eine Idee von Giovanni di Lorenzo, Gil Bachrach und Christoph Fisser. Sechs Wochen später, am 6. Dezember 1992, bilden wegen dieser Idee 400 000 Menschen in München eine Lichterkette gegen Ausländerfeindlichkeit. Spektakuläre Bilder gehen um die Welt, andere Städte nehmen die Idee auf. Heute ist die *Lichterkette* ein Verein, der in München soziale Projekte betreut. www.lichterkette.de

DLRG

Rügen, 18. Juli 1912: Eine Brücke stürzt ein, über 100 Menschen fallen in die Ostsee. Viele werden von Matrosen gerettet, aber der Schwimmerbund fragt sich: Was, wenn das nächste Mal keine Matrosen in der Nähe sind? Ein Jahr später wird in Leipzig die Deutsche Lebens-Rettungs-Gesellschaft (DLRG) gegründet. Allein im Jahr 2003 retten ihre Rettungsschwimmer 549 Menschen vor dem Ertrinken. www.dlrg.de

Die Demonstrationen gegen den Irak-Krieg: „Wer sagt denn, dass Engagement keinen Spaß machen darf?“

„Egoismus ist nichts Schlechtes“

Heiner Keupp forscht seit vielen Jahren an der Universität München über Engagement. Er erklärt, warum man sich auch mal zurücklehnen kann, warum die Demonstrationen gegen den Irak-Krieg ein Erfolg waren und was all das mit einem Hocker auf drei Beinen zu tun hat.

Interview: Dirk Schönlebe

Herr Keupp, was genau ist Partizipation?

Ich würde nicht das Wort Partizipation benutzen, ich würde von Teilhabe sprechen: Teilhabe und Teilnahme an den Prozessen, die die Gesellschaft beeinflussen, verändern. Man kann das auch bürgerschaftliches Engagement nennen.

Ich bin Mitglied bei Bayern München. Bin ich damit schon engagiert?

Natürlich nehmen Sie an etwas teil, aber das ist nicht das, was man unter Partizipation versteht. Sie interessieren sich für die Mannschaft, gehen ins Stadion, feuern sie an, aber Sie spüren dabei sicher auch die Ohnmacht. Sie können ja nichts verändern. Etwas anderes wäre es, wenn Sie selbst zum Beispiel ein Jugendfußballteam betreuen oder sich zum Kassenwart wählen lassen. Das wäre dann Teilnahme und Teilhabe im Sinne einer Partizipation. Teilhaben kann man aber natürlich auch außerhalb von Vereinen, zum Beispiel bei einer Schülerzeitung, in der Schülermitverwaltung, in seiner Kommune, im Jugendzentrum. Und natürlich durch etwas, woran man bei Partizipation oft zuerst denkt: indem man wählen geht, sich politisch engagiert.

Gerade beim politischen Engagement wird Jugendlichen oft mangelndes Interesse vorgeworfen.

Ja, das hört man manchmal. Es herrscht aber gar kein Mangel an politischer Interessiertheit. Das Interesse ist allgemein möglicherweise nicht mehr so groß, wie es zur Zeit der Studentenproteste in den 60er Jahren war, aber von einem Mangel kann man nicht sprechen.

Trotzdem: Die Mitgliederzahlen der politischen Parteien sinken.

Das stimmt, hat aber einen anderen Grund.

Welchen denn?

Ich würde das als Glaubwürdigkeitsdefizit der Politiker und der Politik bezeichnen. Das, was Jugendliche als Politik erleben, ist oft zu offensichtlich nur auf Machterhalt abgezielt. Sie glauben immer seltener, dass um Inhalte gestritten und tatsächlich um Lösungen diskutiert wird. Es ist daher eine richtige Beobachtung, dass Jugendliche kaum mehr in Parteien eintreten. Es ist aber falsch, das als Desinteresse an Politik zu deuten. Es ist vielmehr so, dass sie nicht an dem Zirkus des Politikbetriebes beteiligt sein wollen.

Sind Jugendliche weniger engagiert als Erwachsene?

Nein, dafür gibt es keine Anhaltspunkte.

Und wofür engagieren sie sich dann?

Es muss mit ihrer eigenen Lebenswelt zu tun haben, es muss greifbar sein, losgelöst von einem abstrakten Zusammenhang. Es muss ihren Alltag betreffen, ihre eigenen Wünsche.

Eine der unter Jugendlichen populärsten Bewegungen ist Attac. Attac beschäftigt sich mit der Globalisierung. Etwas Abstrakteres gibt es doch gar nicht.

Auf den ersten Blick mag das stimmen. Aber die Frage ist, warum die Jugendlichen dort aktiv werden. Und da kommt man bei den meisten sicher zu dem Punkt, dass etwas ihre eigene Lebenswelt berührt. Einige haben vielleicht gemerkt, dass die weltweit agierenden

Marken heutzutage eine ungeheure Macht haben. Dass diese Konzerne gleichzeitig aber keine Steuern mehr in ihrer Heimatstadt zahlen. Dass deswegen kein Geld mehr für etwas da ist, was den Jugendlichen wichtig war. Oder sie haben gemerkt, dass sie bei der Arbeits- oder Lehrstellensuche keine so guten Karten haben. Und da fragt man sich dann, woran das liegen könnte. Ob es nun an Globalisierung lag oder nicht, in allen Fällen hat etwas das eigene Leben beeinflusst, die Menschen haben angefangen, nachzudenken und dann war es gar nicht mehr so abstrakt.

Können Politiker die Jugendlichen für den Politikbetrieb zurückgewinnen?

Ich würde nicht sagen, dass es aussichtslos ist, aber es ist zumindest sehr schwierig.

Sind dann Projekte, in denen die Regierung Jugendliche zum Mitmachen anregen und auffordern will, reine Geld- und Zeitverschwendung?

Wenn von der Regierung eine Hochglanzbroschüre kommt, in der zum Mitmachen aufgefordert wird, dann ist es doch natürlich, dass die Jugendlichen sich fragen, warum sie plötzlich zum Mitmischer gemacht werden sollen. Das heißt nicht, dass ich solche Aktionen nicht für wichtig halte oder sie von vorneherein kritisiere, aber bewusst machen sollte man sich schon, dass eine Hochglanzbroschüre das Glaubwürdigkeitsdefizit nicht beseitigt.

Was könnte das denn beseitigen?

Teilhabe muss im Alltag erlebbar und greifbar werden. Jeder Mensch hat doch den Wunsch –

„Von der Idee, dass Vater Staat es schon so regeln wird, dass ich nichts zu mosern habe, müssen wir uns verabschieden.“

den dringenden Wunsch –, auf sein Umfeld und sein eigenes Leben Einfluss zu nehmen. Diese Mitwirkung darf aber nicht zu einem Gnadenerweis der Alten und Alteingesessenen werden. Das gilt für die Politik genau wie für den Direktor einer Schule. Der darf nicht Mitwirkung fordern und dann, weil er gut gelaunt ist, mal was erlauben und es ein anderes Mal verbieten. Die Beteiligten müssen sich auf gleicher Augenhöhe begegnen und die Jugendlichen müssen merken, dass die Verabredungen, die getroffen sind, eingehalten werden. Und zwar auch von den Erwachsenen.

Was ist, wenn ich finde, dass eigentlich alles ganz gut läuft und ich mich daher gar nicht für die Umwelt oder kranke Menschen engagieren muss?

Es ist vollkommen legitim, sich zurückzulehnen. Es mag ein paar Moralapostel geben, die das anders sehen, aber ich finde das in Ordnung, wenn man sich an den üblichen Formen des Ehrenamtes nicht mehr beteiligt. Außerdem wäre es aus meiner Sicht ein Fehler, Partizipation nur in der öffentlichen Arena zu betrachten und die Mitgestaltung in den privaten Lebenswelten außer Acht zu lassen.

Wie meinen Sie das?

Wer mit seinen Freunden über die Abendgestaltung verhandelt, der partizipiert in gewisser Weise auch schon. Und gar nicht hoch genug einschätzen kann man in diesem Zusammenhang die Familien.

Warum?

Was ist es denn anderes als Teilhabe und Teilnahme, wenn in der Familie über das Urlaubsziel diskutiert wird, über das, was am Wochenende gemacht wird, oder wenn man mit den Eltern über die Zeit verhandelt, die man wegbleiben darf? Da ist es ganz entscheidend, dass die Kinder sehen, dass sie ernst genommen werden, dass es nicht einfach heißt: „Da sind wir schon immer hingefahren, das machen wir jetzt auch, und Schluss.“ Wer in der Familie lernt und erfährt, dass man Dinge gemeinsam besprechen und beschließen kann, der wird später auch viel eher bereit sein und vor allem den Wunsch haben, sich an der Gesellschaft zu beteiligen und dort etwas zu verändern.

Trotzdem gibt es viele Jugendliche, die nichts tun.

Das stimmt. Das ist auch, wie ich schon sagte, vollkommen legitim. Allerdings muss ich sagen, dass ich die Vorstellung, es gebe privat abgeschottete Inseln, auf denen alles in Ordnung ist, nicht teilen kann. Untersuchungen haben gezeigt, dass etwa ein Drittel der Jugendlichen das Gefühl hat, ohnehin nichts verändern zu können. In der Sozialpsychologie nennt man das „gelernte Hilflosigkeit“. Wenn sich dieser Anteil weiter vergrößert, ist das sicher problematisch. Bei diesen Jugendlichen ist der Wunsch, sie mögen partizipieren, aussichtslos.

Einer der Anlässe aus jüngerer Vergangenheit, bei dem sich viele Jugendliche engagiert haben, waren die Demonstrationen gegen den Irak-Krieg.

Das war ein Riesenerfolg und ein hervorragendes Beispiel für gelungene Partizipation. Da wurden, zum Teil fast über Nacht, Hunderttausende für eine Sache motiviert und auf die Straßen gebracht.

Warum gelungen? Der Krieg wurde ja doch geführt.

Das schon.

Dann ist das doch aber ein hervorragendes Beispiel für erfolgloses Engagement.

Nein. Denn die, die protestiert haben, haben gemerkt, dass sie Recht hatten, dass sie aus den richtigen Gründen auf der Straße waren. Je mehr wir jetzt erfahren, desto deutlicher wird doch allen, die demonstriert haben, dass es keinen glaubwürdigen Grund für den Krieg gab. Sie merken zwar, dass sie Bush und Blair nicht am Führen des Krieges hindern konnten. Aber auch, dass sie damit Recht hatten, dass das Recht des Stärkeren keine Legitimation ist. Dass ihr Gefühl sie nicht getrogen hat.

Den Demonstranten wurde bisweilen aber auch vorgeworfen, sie seien aus Spaß auf die Straße gegangen, ohne die Zusammenhänge zu verstehen, des Events wegen.

Wer sagt denn, dass Engagement keinen Spaß machen darf? Das würde ja unterstellen, dass politische Beteiligung in den immer gleichen Bahnen ablaufen müsste. Das stimmt aber nicht. Natürlich sind da Emotionen im Spiel,

positive wie negative. Aber ohne diese Emotionen gäbe es gar keine Beteiligung. Das heißt ja nicht, dass alle Emotionen eins zu eins umgesetzt werden können oder sollen.

Welchen Antrieb haben die, die sich engagieren. Sind das alles Weltverbesserer?

Menschen engagieren sich meiner Meinung nach nie nur aus altruistischen Gründen, also wenn sie für andere Menschen etwas „Gutes“ tun.

Sind dann nur Egoisten aktiv?

Manche nennen das vielleicht Egoismus, ich weigere mich, das so zu nennen. Ich würde überhaupt dringend dazu raten, sich von dem Gegensatz Egoismus – Altruismus zu verabschieden.

Warum?

Egoismus ist nichts Schlechtes, es hat aber in unserer Gesellschaft einen sehr negativen Klang, es ist ein Vorwurf. Ich würde lieber von Selbstentfaltungswünschen sprechen. Jeder, auch derjenige, der sich scheinbar für andere aufopfert, handelt auch aus einem anderen Grund. Vielleicht geht es um Macht, vielleicht will man sich den Eintritt ins Himmelreich verdienen. Und wer von der Jugend an konsequent einen Weg durch eine Partei macht, bei dem würde ich auch vermuten, dass es nicht nur um die Durchsetzung von Ideen geht, sondern auch um den Wunsch nach Macht. Zumindest um die Macht, die eigene Lebenswelt zu beeinflussen.

Gibt es Grenzen der Partizipation?

Nein. Immer vorausgesetzt natürlich, es handelt sich um ein Engagement, das nicht die Würde anderer verletzt, das nicht das Leben anderer elementar einschränkt. Rechtsradikale, die alle Ausländer aus Deutschland vertreiben möchten, könnte man auch als engagiert bezeichnen, allerdings verletzt dieses Engagement grundlegende Menschenrechte, es schädigt die Gesellschaft, es ist indiskutabel und hat nichts mit Teilhabe an der Gesellschaft zu tun.

Aber es gibt doch Dinge, die eigentlich Staatsaufgaben sein sollten und die durch Engagement der Bürger aufgefangen werden. Dann bemüht sich der Staat gar nicht mehr, diese Aufgaben zu erfüllen.

Von der Idee, dass Vater Staat die Sachen schon



Heiner Keupp, 61, hat Psychologie, Soziologie und Pädagogik studiert. Seit 1978 ist er Professor für Sozial- und Gemeindepädagogik an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Zu seinen Forschungsschwerpunkten gehört die Bedeutung sozialer Netzwerke. Für die Zukunftskommission von Bayern und Sachsen hat Keupp ein Gutachten zum Potenzial freiwilligen Engagements erarbeitet. Heiner Keupp ist seit 37 Jahren verheiratet und hat zwei Kinder und zwei Enkelkinder.

so regeln wird, dass ich nichts zu modern habe, müssen wir uns ohnehin verabschieden. Es kann eine Tendenz geben, und die ist in den letzten Jahren tatsächlich erkennbar, dass der Staat sich aus finanziellen Problemen heraus darauf verlegt, sich das Engagement seiner Bürger zunutze zu machen. Darin liegt aber auch eine Chance für die Bürger.

Zum Beispiel?

Zum Beispiel hat das Bundesverfassungsgericht einen Rechtsanspruch jedes Kindes auf einen Kindergartenplatz formuliert. Die Kommunen haben aber nicht genug Geld, das zu realisieren. Also unterstützen sie Elterninitiativen, die sich bilden, weil sie Einfluss darauf nehmen wollen, wie und wo ihre Kinder den Tag verbringen. Da werden dann auch Erzieherinnen eingestellt und Räume zur Verfügung gestellt. Aber die Kommune spart Geld und die Eltern haben direkten Einfluss.

Was würde der Gesellschaft passieren, ohne Engagement?

Sie wäre langweilig, vieles, was uns Freude macht, würde nicht mehr stattfinden, ob das Sommerfeste sind oder gemeinsame Wochenendausflüge. Es gäbe keine neuen Ideen mehr, die Institutionen würden endgültig in ihrem eigenen Saft eintrocknen. Aber das wäre noch nicht alles.

Was denn noch?

Nach dem amerikanischen Wirtschaftswissenschaftler Jeremy Rifkin steht jede Gesellschaft auf drei Beinen, vergleichbar einem dreibeinigen Hocker: der Wirtschaft, dem öffentlichen Sektor, also Verwaltung, Institutionen und so etwas, und dem, was wir Zivilgesellschaft nennen. Diese Zivilgesellschaft ist all das, was unter Teilhabe, Teilnahme, bürgerlichem Engagement zu verstehen ist. Große Teile der Gesellschaft funktionieren nur und leben von dem oft gar nicht erkannten Teil der Beteiligung der Bürger. Ohne dieses Engagement hätte eine Gesellschaft gar keine echte Lebenskraft.

Und?

Haben Sie schon einmal einen Hocker gesehen, der auf zwei Beinen steht? Was passiert mit dem Hocker, wenn man das dritte Bein wegnimmt? Er fällt natürlich um.



2.

Gern geschehen.

Sich ausziehen, eine Partei gründen, Karten spielen, zur Polizei gehen, Texte prämiieren oder Brände löschen: Es gibt viele Wege, etwas für andere zu tun – und gleichzeitig auch für sich selbst.




Wunschfee

Protokoll: Simone Wans; Foto: Alfred Jansen

Der Patient am Telefon hat sich riesig gefreut – er wünschte sich Trude Herrs *Niemals geht man so ganz* in meiner Sendung. Und da am Samstag immer Wunschkonzert im Krankenhausradio ist, konnte ich ihm helfen. Es freut mich sehr, wenn ich andere Menschen glücklich machen kann – das ist ein wichtiger Grund, warum ich den Job beim Krankenhaussender überhaupt mache. Und wer nicht dauernd an seine Krankheit denken muss, wird auch schneller

gesund. Die Patienten rufen an oder kommen vorbei oder das Pflegepersonal sammelt Zettel mit Musikwünschen ein. Krankenhausangestellte dürfen sich auch was wünschen. Manchmal ist es anstrengend, einmal die Woche zu moderieren oder Redaktion zu machen. Ich studiere noch Soziologie und bin Kinokritikerin bei Eins Live und WDR 2. Andererseits kann ich hier viel ausprobieren und treffe Leute, denen ich sonst nie begegnet wäre. Meinen

Freund beispielsweise, der arbeitet hier als Techniker.

 *Jana Heußner, 25, arbeitet seit vier-einhalb Jahren ehrenamtlich beim Krankenhaussender des Malteser Krankenhauses St. Hildegardis in Köln. „Musik ist die beste Medizin!“ ist das Motto des Projekts, an dem 18 Menschen zwischen 21 und 75 Jahren mitarbeiten. Radioerfahrung ist nicht notwendig. Mehr Informationen unter: www.krankenhaussender.de*



Annie rennt

Als vor einem halben Jahr Studenten in ganz Deutschland gegen die Bildungspolitik protestierten, war alles wie immer: besetzte Hörsäle, bissige Parolen und laute Demonstranten. Bis sich die erste Studentin auszog.

Text: Hilmar Poganatz Foto: Nicole Maskus

Freitag, der 5. Dezember 2003, wird Anika Frischwasser noch lange im Gedächtnis bleiben. Es weht ein Wind aus Warschau, wie so oft, wenn es Winter ist in Berlin. Die Temperaturen sind nahe dem Gefrierpunkt. Trotzdem hat Anika keinen Mantel an, kein Hemd, keine Hose. Nur ihre Unterwäsche. Wie eine Besessene rennt die 21-Jährige über den Breitscheidplatz an der Westberliner Gedächtniskirche. Halb nackt, mit weit aufgerissenem Mund und wehenden Haaren stürmt sie über den Weihnachtsmarkt, an der Spitze eines Haufens hagerer und nackter Männer. Über ihren Busen und über ihren Bauch sind die Worte „For Sale“ gepinselt. In diesem Augenblick wird Anika unverhofft zum Symbol einer Bewegung zorniger Studenten, die gegen die Kürzungen an den Unis kämpfen. Zehntausendfach drucken die Zeitungen ihr Bild, sie erscheint in Fernsehnachrichten, sogar auf dem Titelbild des Nachrichtenmagazins *Spiegel*: die unbekannte nackte Studentin, Postergirl einer neuen Protestbewegung. Genauso schnell, wie sie aufgetaucht war, tauchte die erste Ikone des Studentestreiks wieder unter in der Masse der Protestierenden. Andere Mädchen ahmten sie nach und zeigten sich nackt bis auf die Scham. Ein halbes Jahr nach ihrem Lauf um den Breitscheidplatz sitzt Anika Frischwasser in einem Café im Berliner Stadtteil Prenzlauer Berg und schlägt die Beine übereinander, mal links, mal rechts, und kokettiert ein wenig mit ihrer Rolle. Aber nur ein bisschen, denn im Grunde ist Annie, deren Spitznamen ihre Freunde gern englisch aussprechen, ein normales, hübsches

Als Annie ihren Posten verlässt, kommt der entscheidende Moment.

Mädchen, das gern tanzen geht, im Fitnessstudio trainiert, enge Klamotten trägt und zu Hause ein Kätzchen hat. Keine, die sich aus feministischem Freiheitsstreben auszieht. „Sagen wir so“, erklärt sie, „ich zeig halt gern, was ich habe.“ Um Ruhm sei es ihr nicht gegangen, sagt die Berlinerin, die gerade in eine WG im Arbeiterviertel Wedding gezogen ist.

Dann denkt Annie zurück an diesen Freitag im Dezember. Am Haupteingang der Mathematischen Fakultät an der Straße des 17. Juni tobte der Kampf um die Türen. Seit Tagen war das Gebäude besetzt, aber gerade die jüngeren Semester wollten sich den Zutritt nicht verbieten lassen, es kam sogar zu Handgreiflichkeiten. Genau einen Monat zuvor hatten die

Studenten der Technischen Universität (TU) den Streik erklärt, um gegen die Schließung von drei ihrer acht Fakultäten auf die Barrikaden zu gehen. Einen Tag

zuvor waren vierzig Studierende vor dem ARD-Hauptstadtstudio mit einem Plakat ins Wasser gesprungen, auf dem „Die Bildung geht baden“ stand. Andere hatten versucht, Rathaus, Bankgesellschaft und das Tagungshotel „Maritim“ zu stürmen. „Studentenprotest eskaliert“, titelte die *Berliner Morgenpost*.

Annie, die Wirtschaftsmathematik studiert, bewachte an jenem Freitag einen Seiteneingang ihrer Fakultät. Im Semester davor hatte sie ihr Grundstudium abgeschlossen. Eigentlich hatte sich Annie noch nie mit Politik auseinandergesetzt, erst recht nicht mit Hochschulpolitik – bis der Unistreik begann. In diesem Moment sei sie mit dem Kopf darauf gestoßen worden: Sie fing an, sich über die Kürzungspläne an


 mach mit!


den Universitäten zu informieren, und merkte plötzlich: „Es betrifft mich direkt.“ Das Land Berlin will Studiengebühren erheben, die am Ende vielleicht gar nicht der Uni zufließen, sondern im Haushaltsloch der Hauptstadt versickern? Annie war klar: Sie musste etwas tun. Als kurz darauf das TU-Hauptgebäude besetzt wurde, war sie dabei.

Zwei Wochen später ist sie eine der wenigen Studenten, die die Gebäude weiterhin verschlossen halten. Nur ein paar ihrer Freunde sind dabei. Sie haben die Türen ihres Instituts besetzt, versuchen, andere von der Notwendigkeit des Protestes zu überzeugen. Als Annie ihren Posten verlässt, um ein paar Kommilitonen zu begrüßen, kommt der entscheidende Moment, der ihre ganz persönlichen 15 Minuten Ruhm begründet. Die Kommilitonen wollen Annie dazu überreden, bei einer Flitzeraktion mitzumachen: nackt über den Weihnachtsmarkt laufen, mit Parolen auf der Haut. Annie zögert, dann kommt sie mit. Ausziehen. Anmalen. Anziehen. Zum Ku'damm. Kurze Zeit später rennt Annie an der Spitze nackter Studenten um die Gedächtniskirche. Das Spektakel dauert etwa fünf Minuten.

Heute, ein halbes Jahr nach dem Streik, ist Annie überzeugt, dass Aktionen wie diese etwas bewegt haben. Sie trug die Parole „For Sale“ auf den Leib geschrieben: „Ich brauche ja Geld für die Bildung“, sagt sie. 480 Euro Bafög bekommt sie, 150 Euro Kindergeld, dazu ein wenig Geld vom Jobben als Verkäuferin bei einem Juwelier. Von diesem Geld muss sie 270 Euro Miete bezahlen, ihr Leben, Bücher und

womöglich bald bis zu 500 Euro Studiengebühren. „Wenn man einmal irgendwo durchfällt, leicht Prüfungsangst bekommt und keine reichen Eltern hat, ist man ganz schnell weg vom Fenster“, kritisiert sie. Dabei ist sie gar nicht grundsätzlich gegen Studiengebühren: „Aber es sollten maximal 250 Euro sein.“ Seit Annie sich genau informiert hat, hat sie die komplizierten Sachverhalte schon Hunderten ahnungsloser Studenten erläutert und dabei auch gemerkt, wie schwierig es ist, junge Leute zu mobilisieren. Aber sie ist sicher: Ihre Beteiligung hat etwas gebracht.

„Mit unseren medienwirksamen Aktionen ha-

„Provokante Sprüche auf nackter Haut ziehen.“

ben wir Teilerfolge erzielt“, sagt sie. Als die in Berlin mitregierende PDS ihrem Wissenschaftssenator Thomas Flierl das von ihm favorisierte Studienkontenmodell ausredete, sei das „ein kleiner Sieg“ gewesen. Sie sagt das ohne Übermut, denn auch ihr ist klar, dass trotz kleiner Erfolge an den Unis weiter gekürzt wird. Wenn jetzt aber die Mehrzahl ihrer Mitstudenten sage, dass sich der ganze Streik nicht gelohnt habe, könne sie nur den Kopf schütteln, meint Annie: „Meine Uni ist auf unsere Forderung eingegangen, die alten Hochschulverträge beizubehalten und nicht noch weiter zu kürzen. Andere Unis haben Teile der Kür-

zungen aufs Wartegleis gestellt.“ So wurden die Kürzungen an der Humboldt-Universität um vier Millionen Euro zurückgenommen und damit 17 Professuren gerettet. Das Problem sei, dass viele von diesen Erfolgen nichts wüssten. In Erinnerung bleiben eben vor allem die Fotos: Studenten im Eiswasser, Nackte auf der Straße. Annie kann das verstehen: „Provokante Sprüche auf nackter Haut ziehen eben. Sex sells.“

Annie ist auch nach dem Streik aktiv geblieben. Sie engagierte sich beim Protestsender „Uniwut TV“ und hat dort an Beiträgen über Hochschulpolitik mitgearbeitet. „Der Streik“, sagt sie, „hat mich in gewisser Weise auch radikalisiert.“ Nicht im politischen Sinne – aber sie habe gemerkt, dass man etwas bewegen kann, wenn man etwas von sich selbst gibt. Ein paar Monate vor dem Streik hätte sie niemals bei einer Gebäudebesetzung mitgemacht. „Eine Anzeige würde ich aber nicht riskieren“, sagt sie. Deswegen ist sie nicht mitgegangen, als andere heimlich in den Palast der Republik eindringen, um dort Plakate aufzuhängen, sie war auch nicht dabei, als Kommilitonen eines Nachts die Weihnachtsbaumspitze vor dem Roten Rathaus absägten.

Die Radikalisierung der Bewegung hat Annie inzwischen auch Grenzen und Kehrseiten ihres frischen politischen Engagements gezeigt. Als ihre Uniwut-Kollegen den Offenen Kanal in Berlin besetzten, verummten sie sich, stellten eine Talkrunde mit „Ulrike Meinhof“ und „Benno Ohnesorg“ zusammen und riefen zum „Djihad“ auf. Annie hat das überhaupt nicht gefallen. Auch als sich die streikenden Studenten Themen wie Sozialabbau zuwandten, war Annie nicht begeistert. „Das hat unsere eigentlichen Ziele verwässert.“ Inzwischen geht sie nur noch einmal im Monat zu „Uniwut TV“. „Ich überlege, ob ich noch dahinter stehe und ob mein politisches Engagement hier enden sollte“, sagt sie. Aber selbst wenn sie jetzt aufhören würde: Könnte sie die Uhr zurückdrehen, würde sie am 5. Dezember wieder nackt auf die Straße gehen. Denn eines bleibt ihr so oder so: Stolz. Und die Gewissheit, etwas erreicht zu haben.

Mittendrin statt nur dabei

Sport, Soziales, Sicherheit – wenn Menschen wie die drei auf dieser Seite nicht wären, hätten alle ein Problem. Mindestens.

Vertrauensmann

Angefangen hat alles mit Fußball. Zusammen mit den Hausbesuchern vom Jugendheim habe ich einen Fanclub für den VFL Bochum gegründet. Das war vor fünf Jahren. Da ich sowieso sehr sportbegeistert bin, organisiere ich mittlerweile das ganze Sportangebot: Fußball, Basketball, Hockey, Inliner oder Street Soccer. Das ist allerdings nicht alles. Hinzu kommen noch die ganzen Feten – da bin ich für Musik, Deko und Spiele zuständig. Zwei- bis dreimal die Woche war ich deshalb immer schon hier. Mittlerweile sogar täglich. Ich bin jetzt Zivi im Jugendheim. Den Job hätte ich ohne meine jahrelange ehrenamtliche Arbeit gar nicht bekommen. Die Leute hier kommen teilweise aus sehr schwierigen sozialen Verhältnissen. Zu mir haben sie Vertrauen, mich akzeptieren sie. Vielleicht, weil ich genauso alt bin wie sie. *Marc Tattmann, 21, arbeitet im Falkenheim Akademiestraße in Bochum.*



Max: ein Mann für alle Fälle.



Mirco: ein Mann für alle Bälle.

Korbleger

Seit ich Basketballtrainer bin, brauche ich keine Rhetorikkurse mehr. Als ich vor fünf Jahren anfang, die Damenmannschaft des SSV Overath zu trainieren, musste ich bei null anfangen – am Anfang haben wir auch mal 20 zu 80 verloren. Aber dann kam der Erfolg, wir sind aufgestiegen, haben den Pokal gewonnen. Als Trainer muss ich die Frauen beim Training und im Spiel motivieren, ihnen die Angst vor starken Gegnern nehmen und Überheblichkeit dämpfen, wenn sie überlegen sind. Mittlerweile ist aus der losen Gruppe eine Einheit geworden. Darauf bin ich stolz. Angst, vor Gruppen zu reden, habe ich nicht mehr. Das hilft mir auch bei meiner Arbeit in der Bank und in der Uni. Meine Freundin hat großes Verständnis für mein Engagement: Sie spielt selbst Basketball. *Mirco Kalsbach, 27, studiert BWL in Köln, arbeitet als Teilzeitkraft in einer Bank und ist Basketballtrainer beim SSV Overath.*

Brandbekämpfer

Wenn ein ganzer Bauernhof brennt, kann das Löschen schon acht Stunden dauern. Und nach dem Einsatz kann man vier mal duschen – nach Rauch riecht man trotzdem noch. Aber es macht Spaß, wenn man was geschafft hat. Die Leute sind dankbar, wenn wir ihre Sachen gerettet haben. Nach einem Einsatz geben sie meistens ein Essen aus, Schnitzel oder Schweinebraten. Als ich bei der Freiwilligen Feuerwehr angefangen habe, hat mich vor allem die Technik fasziniert. Und mir gefällt der Zusammenhalt. Im Dorf ist die Feuerwehr für fast alles zuständig: Maibaum aufstellen, beim Dorffest mithelfen. Ich investiere ungefähr 14 Stunden im Monat, ohne Einsätze. Manchmal ist es viel auf einmal, aber das sind nur so Phasen, das geht vorbei. *Frank Karches, 21, aus Pürgen bei Landsberg am Lech ist seit sieben Jahren bei der Freiwilligen Feuerwehr. Er macht gerade eine Ausbildung zum Elektrotechniker.*



Frank: ein Mann für alles Schnelle.



Im Jugendstil

Schüler gründen eine Partei und ziehen damit in den Stadtrat einer Kleinstadt ein. Gibt's nicht? Gibt's doch.

Text: Sandra Schmid Foto: Alfred Jansen

Als Daniel Zimmermann die SMS mit den ersten Hochrechnungen bekam, konnte er es kaum fassen: sechs Prozent für seine Partei Peto. Das würde reichen für den Einzug in den Stadtrat von Monheim, einer Kleinstadt zwischen Leverkusen und Köln. Es reichte, am Ende waren es sogar 6,1 Prozent der Stimmen, fast vier Prozentpunkte vor der FDP und nur 0,2 hinter den Grünen. Seitdem sitzen zwei Peto-Vertreter im 40-köpfigen Monheimer Stadtrat.

Mit diesem Erfolg hatten weder Daniel noch seine drei Freunde gerechnet, als sie sich im Dezember 1998 bei einem Mitschüler trafen. Sie wollten etwas Sinnvolles organisieren, konkretere Pläne gab es nicht. Am Ende war es eine Jugendpartei, und da sie gerade das Lateinum abgelegt hatten, nannten sie sie Peto – lateinisch für „ich fordere“.

Bis dahin hatten Daniel und seine Freunde sich politisch nicht engagiert, Daniel hatte sogar den Politikunterricht in der Schule abgewählt, weil er ihn langweilig fand. Doch dann kam die Idee mit der Partei. Sie erkundigten sich, wie eine Parteigründung funktioniert, und als 1999 in Nordrhein-Westfalen das aktive Wahlalter bei Kommunalwahlen auf 16 Jahre herabgesetzt wurde, rechneten sie sich bei den nächsten Stadtratswahlen eine Chance aus. „Als wir uns gründeten, haben meine Eltern abgewinkt und gesagt, wir sollten ruhig mal machen“, erinnert sich Daniel. Aber gut fanden sie die Idee schon. „Es gibt schließlich Schlimmeres, als eine Partei zu gründen“, sagt der 22-jährige Peto-Landesvorsitzende und grinst. Mittlerweile sind viele Mitschüler aus Daniels Otto-Hahn-Gymnasium in Monheim in die Partei eingetreten, 132 Mitglieder sind es insgesamt. Das Fraktionsbüro von Peto liegt im Rathaus auf dem Flur, auf dem auch SPD und CDU ihre Räume haben: ein kleines Zimmer mit zwei Schreibtischen und zu wenig Stühlen für alle, die an den Sitzungen der Partei teilnehmen wollen. „Wir leihen uns dann die Bank, die vor dem Standesamt steht, so haben hier acht bis zehn Leute Platz“, sagt Sascha, 22, einer der beiden Peto-Stadträte. Das klingt nach

Improvisation – und trotzdem: Mehr als vier Jahre nach dem Wahlerfolg hat sich bei Peto Routine eingestellt. Für Sascha, der Jura studiert, bedeutet Peto eine Zwanzig-Stunden-Woche – die Sitzungen in den Ausschüssen und im Rat, außerdem trifft sich fast jeden Sonntag der harte Kern im Fraktionsbüro. Dort wird besprochen, welche Anträge Peto einbringt und wie mit den Anträgen anderer Fraktionen umgegangen wird: Der neue Bebauungsplan sieht vor, einen Sportplatz zu schließen und ihn als Baugrund auszuweisen – nicht mit Peto. Kein Sportplatz bedeutet: kein Platz für Jugendliche, die Fußball spielen wollen. Trotz aller Routine – Peto bestimmt nicht das ganze Leben ihrer Mitglieder. Daniel studiert Französisch und Physik, der Kassierer Florian studiert Jura und hat bis zuletzt mit Bayer

Wahlkampf mit Eis und der Hoffnung auf das Jugendcafé.

Leverkusen um den Einzug in die Champions League gefiebert, aus Gerardo, dem zweiten Peto-Stadtrat, wird mal ein Buchhändler.

Die politischen Gegner nahmen Peto am Anfang nicht besonders ernst: Die CDU spendierte zwanzig Plakatständer für die vermeintlich chancenlose Schülerpartei, einen Vertreter der Grünen bewegte die Sorge, ob jetzt mit Peto über die Farbe von Klodeckeln in den Schulen diskutiert werden müsse. Das Ergebnis der Wahl im September 1999 war dann nicht nur in Monheim eine Sensation. ARD und ZDF berichteten über die erste Jugendpartei, die es in ein Stadtparlament schaffte, schon am Morgen nach der Wahl warteten Journalisten vor Daniels und Saschas Schule.

„Es war ein enormer Erfolgsdruck“, sagt Sascha, „unsere Mitglieder erwarteten, dass alle intern abgemachten Anträge auch sofort im Stadtrat eingebracht würden.“ Aber so schnell funktioniert Politik nicht. Und zwei Stimmen im Rat sind keine Mehrheit – umso wichtiger deshalb: für Ideen werben, verhandeln und ver-

suchen zu überzeugen. „Wir wollten gleich das machen, was wir für richtig halten“, sagt Sascha. Für richtig hält Peto zum Beispiel: ein Jugendcafé, erweiterte Nachtbuslinien, günstigere Bustickets für Jugendliche, mehr Radwege. Das Jugendcafé war die erste Forderung von Peto im Stadtrat.

Eigentlich ein Erfolg, alle Fraktionen im Rathaus stimmten dem Antrag zu – trotzdem gibt es das Jugendcafé bis heute nicht. „Es ist frustrierend, wie lange es dauert, bis ein Beschluss umgesetzt wird“, sagt Sascha. „Hat man die nötigen Stimmen zusammen, muss die Verwaltung prüfen, die Räumlichkeiten besichtigen und alles juristisch absichern.“ Nerven kostet es manchmal auch, andere Politiker zu überzeugen, etwas für Jugendliche zu tun. „Wenn zur Debatte steht, ein bestimmtes Kulturangebot oder eine Veranstaltung für Jugendliche zu bezuschussen, fällt in der Regel die Wahl auf die Kulturveranstaltung, die die Mehrheit im Stadtrat selbst gut findet“, sagt Daniel. Das sei oft nicht das, was sich Jugendliche gewünscht hätten.

Vielleicht klappt es doch noch mit der Einweihung des Jugendcafés, bevor im September wieder Kommunalwahlen anstehen. Das würde sich gut machen im Wahlkampf. Daneben bewegt Daniel und Sascha vor allem die Werbung neuer junger Mitglieder. Die meisten sind so wie Daniel und Sascha älter als zwanzig. Zu alt für eine Schülerpartei, finden beide. Die Chancen für einen Generationswechsel stehen nicht schlecht, allein in den letzten acht Wochen kamen zwölf neue Mitglieder dazu. Die Erfolgsstrategie? „Wir haben mit einem Eiswagen einige hundert Eiskugeln verteilt“, sagt Daniel – dazu gab es Beitrittsformulare. „Aber“, ergänzt er, „man muss aktiv auf Jugendliche zugehen, ihnen wirkliche Anreize bieten.“ Denn: „Wenn Jugendliche zwei Jahre im Ortsverband einer Partei in der letzten Reihe sitzen“, sagt Sascha, „die Hände unterm Hintern und den Mund halten müssen, dann kommen sie nie.“

 Mehr Infos unter www.peto-online.de


 Verena in ihrer Männerrunde.

Mischen possible

Verena spielt jeden Dienstagnachmittag das gleiche Spiel: austeilen, übertrumpfen, stechen. Und macht Menschen damit glücklich.

Anfangen hat alles mit einem grauen Flanell-Wintermantel, der mehrere hundert Euro kostete – und meinem schlechten Gewissen. Diese Kombination führte zu meinem Engagement in einem Männerwohnheim in München. Dort spiele ich seit mittlerweile zwei Jahren jeden Dienstag mit drei älteren Männern Karten. Fritz, Peter und Heinz sitzen immer schon im Aufenthaltsraum, wenn ich komme, am liebsten spielen sie „Watten“ – eine sehr vereinfachte Form von Skat. Die drei sind Al-

koholiker, wie fast alle Bewohner des Heims. Die Geschichte, die zwischen dem Mantel und meinen Kartenspielnachmittagen liegt, ist schnell erzählt. Die meisten kennen ja das schlechte Gefühl, zu viel Geld ausgegeben zu haben, das noch schlimmer wird, wenn man jemandem begegnet, der viel weniger hat. Bei mir war es so, dass ich mit meinem neuen Mantel an dem Männerwohnheim vorbeilief, das bei mir um die Ecke liegt. Davor stand einer der Männer, auf Krücken gestützt. Er bat

mich, ihm eine Semmel beim Bäcker gegenüber zu kaufen. Als ich zurückkam, war der Mann weg. So ging ich zum ersten Mal in das Heim. Der Mann freute sich sehr, dass ich mir die Mühe gemacht hatte, ihn zu suchen. Da wurde mir bewusst: Ich will etwas machen, was Leuten hilft, denen es nicht so gut geht wie mir. Also fragte ich einen der Sozialarbeiter des Heimes, ob man meine Hilfe brauchen könnte. Wir einigten uns auf den Spielenachmittag am Dienstag. Er stellte nur eine Bedin-

gung: Ich musste versprechen, regelmäßig zu kommen, weil ich die Männer sonst durcheinander bringen und enttäuschen würde. Bei meinen ersten Besuchen war ich unsicher. Zum Beispiel machte ich mir wegen Ungeziefer Sorgen. Ich ging tatsächlich mit Mütze zum Kartenspielen. Aber in dem Heim ist es sehr sauber, die Mütze blieb bald zu Hause. Zunächst war ich auch schüchtern. Worüber rede ich mit Fritz, Peter und Heinz? Würden die auf komische Ideen kommen, wenn ihnen plötzlich eine junge Frau gegenüber sitzt? Mich anmachen? Beim „Watten“ sucht man sich einen Partner. Bekommt man einen Herzkönig, macht man einen kleinen Kussmund, damit der andere weiß, dass man die Karte hat. Anfangs dachte ich mir immer: „Gott, hoffentlich deuten die das nicht falsch.“ Haben sie nie. Ich habe mich von ihnen nie bedrängt gefühlt. Durch meine Besuche in dem Heim habe ich gelernt, Ruhe zu bewahren und Dinge nicht persönlich zu nehmen. Die Männer dort sind alle schlau und interessiert, aber eben auch Alkoholiker. Manchmal sind sie schon mittags so betrunken, dass sie sich aufs Kartenspielen nicht mehr konzentrieren können. Was mich

Zu Weihnachten ein „Ave Maria“ mit Tränen in den Augen.

sehr berührt, sind die Lebensgeschichten der Männer – und ihre Trauer. Um Weihnachten herum wird die immer besonders spürbar. Letztes Jahr hat einer der Männer sehr geweint, weil er an seine Frau dachte, die sich vor Jahren von ihm abgewandt hatte. Ein anderer hat bei der Weihnachtsfeier plötzlich mit einer wunderbaren Bassstimme in das „Ave Maria“ eingestimmt und mir später mit Tränen in den Augen erzählt, er habe das früher immer mit seiner Mutter gesungen.

Oft begleiten mich die Eindrücke vom Dienstag noch den Rest der Woche. Aber das ist eher ein sehr ruhiges Nachdenken. Mich verfolgt nichts, was ich da erlebe. Weder die Männer, die nicht mehr merken, wenn sie in die Hose machen, weil sie zu betrunken sind, noch die, die Selbstgespräche führen oder nur noch verwirrt sind. Mir gehen die Geschichten nahe, keine Frage. Aber ich nehme keine Sorgen mit nach Hause – weil ich mich nicht mit den Männern identifiziere. Ich könnte dagegen nie in einem Frauenhaus arbeiten, denn was ich dort sehen würde, könnte ja auch in meiner Welt auftauchen. Beim Kartenspielen dagegen fühle ich mich fast schon aufgehoben. Die Männer mögen und respektieren mich. Sie freuen sich so, wenn sie mich sehen.

Protokoll: Anne Siemens



Franka (links) und Vivian – das literarische Duett.

Auf ein Wort

Wie Vivian und Franka ihrer Stadt einen Literaturwettbewerb schenkten.

Das Flutlicht brannte so stark, dass Franka und Vivian auf der Bühne nichts mehr sehen konnten. Aber hören konnten sie ihren Erfolg: 300 Menschen jubelten, schrien und trampelten mit den Füßen – begeistert über die Preisverleihung des ersten Literaturwettbewerbs „Der Trommler“ in Wismar. Franka Metzner und Vivian Heller hatten ihn mit Freunden organisiert. Einfach so. Weil sie etwas für die Stadt tun wollten, in der sie zu Hause sind.

Dabei begann alles mit einem Witz. Auf einem Jugendleiterseminar im Jahr 2001 bot ein Teilnehmer scherzhaft an, er werde 500 Euro Preisgeld auftreiben, wenn denn tatsächlich jemand dafür einen Wettbewerb organisiere, vielleicht einen Literaturwettbewerb? Franka und Vivian sagten sich: In Ordnung – das Wort gilt. „Erst denkst du, dass nichts geht“, sagt Vivian. „Aber dann fängst du an, organisierst, hängst dein Herz rein – und siehst, wie sich plötzlich deine Welt verändert.“

Früher hatten die beiden 20-jährigen Mädchen aus Wismar ihre Kleinstadt langweilig gefunden, wie viele ihrer Freunde auch. Doch der „Trommler“ machte Franka klar: „Eine Stadt lebt nur mit aktiven Menschen.“ Und mehr noch: Es ist so einfach, Ideen umzusetzen. Als Franka und Vivian anfangen, den Wettbewerb auszuschreiben, einen Ort für die Preisverleihung zu suchen und zu planen, wie man alle Einsendungen als Buch veröffentlichen könnte, hörten sie ständig: „Das schafft ihr nie!“

Im Juni 2002, als die beiden im Wismarer Theater Leonid Rasran als den ersten „Trommler“-Preisträger auszeichneten, waren die Kritiker verstummt: Insgesamt 72 Jugendliche hatten sich an dem nach einer alten Wismarer Sage benannten Wettbewerb beteiligt. Und im Stadtarchiv stand das Buch mit allen Beiträgen.

Deswegen reagieren Franka und Vivian heute ärgerlich, wenn sie jemanden klagen hören, es sei alles so trostlos in Mecklenburg-Vorpommern, ohne Möglichkeiten, man könne ja doch nichts machen. „Bei Kneipengesprächen mit solchem Tenor greife ich die Leute jetzt an“, sagt Franka, „weil sie nie probiert haben, aktiv etwas zu ändern.“ Zwar studieren Franka und Vivian inzwischen in Hamburg, aber ihr Zuhause ist Wismar, wohin sie fast jedes Wochenende fahren. Durch ihr Engagement für den „Trommler“ sind sie noch stärker mit ihrer Heimat verbunden. Inzwischen planen sie bereits den zweiten Wettbewerb – „Kunsttrommler“ wird er heißen, weil diesmal nicht nur Literatur, sondern auch Bilder, Skulpturen oder Theaterstücke eingereicht werden können. Die Jury ist gefunden, 2000 Euro Preisgeld stehen bereit und der Ort für die Preisverleihung wurde auch schon ausgewählt: Es wird ein Zirkuszelt sein, auf dem Marktplatz von Wismar. Mit weniger Flutlicht. *Carl Berger*

➔ Mehr Informationen zum Wettbewerb unter www.jupa-fov.de/trommler



Einigkeit und Recht und Freiheit

Die Rechtsradikalen waren stark im Fennpfuhl. Die Bewohner des Viertels hatten Angst. Till auch. Aber das war für ihn kein Argument. Er handelte.

Text: Heiko Zwirner Foto: Sibylle Fendt

Eigentlich will Till Buchwald nur zwei Beutel mit alten Klamotten in den Kleidercontainer werfen. Doch als er an diesem Oktoberabend im Jahr 2002, kurz vor seinem 18. Geburtstag, die Wohnung seiner Familie in Berlin-Lichtenberg verlässt, sieht er, wie zwei kräftige Kerle in Bomberjacken einen älteren Mann durch die Straße hetzen. An der Ecke zur Hauptstraße holen sie ihn ein. Sie ziehen ihm die Jacke über den Kopf und prügeln los. Dann stoßen sie ihn zu Boden und springen auf ihm herum. Das Eiscafé am Storkower Bogen ist noch geöffnet, aber keiner der Gäste will mitbekommen, was auf der Straße passiert. Die beiden Schläger nehmen dem Mann die Brieftasche ab und laufen davon. Till ruft die Polizei und geht auf den Mann zu, der auf dem Boden liegt. Es ist ein Russlanddeutscher. Till bleibt bei ihm, bis der Krankenwagen kommt. Die Täter brechen noch in derselben Nacht in das Kaufhaus am Anton-Saefkow-Platz ein und stehlen die Puppen aus dem Schaufenster. Die Polizei stellt sie in der angrenzenden Parkanlage. Sie sind betrunken.

Der Anton-Saefkow-Platz ist das Herz des Fennpfuhls, einer Plattenbausiedlung unmittelbar jenseits des S-Bahn-Rings, der die Berliner Innenstadt von den Randbezirken trennt. Er wurde nach einem kommunistischen Widerstandskämpfer gegen das NS-Regime benannt und ist umgeben von riesigen Wohnblocks. In seiner Mitte steht das Betonskelett eines stillgelegten Brunnens. Das Viertel wurde Anfang der 70er-Jahre von der DDR-Regierung als musterhafte Umgebung für das Zusammenleben im Sozialismus geplant. Heute funktioniert es wie ein Dorf innerhalb der Großstadt: ein Mikrokosmos mit Supermärkten, Spielplatz, Eisdielen und Reisebüro. Nicht schön. Aber auch nicht hässlich. Till hat fast sein ganzes Leben im Fennpfuhl verbracht. Hier drehte er seine ersten Runden mit dem Fahrrad, in der Sonnenuhr-Grundschule lernte er Lesen und Schreiben und im Park ne-

benan spielte er mit seinen Freunden Basketball. Till Buchwald ist vielleicht kein Held. Er ist nur ein Schüler, der noch nicht genau weiß, was er nach dem Abitur mit seinem Leben anfangen soll. Aber er ist auch jemand, der nicht hinnimmt, dass Menschen in seinem Viertel vor einer gewaltbereiten Minderheit Angst haben müssen. Deshalb ist er so oft angegriffen und bedroht worden, dass er vor einem Jahr in einen anderen Teil Berlins ziehen musste.

Am Morgen nach dem Überfall bestellt die Polizei Till zur Gegenüberstellung. Hinter der verspiegelten Glasscheibe stehen Steffen N. und Patrick H. Beide sind der Polizei bekannt. Einer ist mehrfach vorbestraft, unter anderem

.....
**„Wenn meine
Bewährung abgelaufen ist,
lege ich dich um.“**
.....

wegen Körperverletzung und der Verwendung verfassungsfeindlicher Symbole. Kein Zweifel, das sind die beiden, die den Russlanddeutschen zusammengeschlagen haben. Till sagt, was er gesehen hat. Zunächst auf dem Polizeirevier, dann auch vor Gericht. Steffen N. wird zu einer Haftstrafe verurteilt, Patrick H. zu einer Bewährungsstrafe.

Ein paar Monate nach der Verhandlung wartet Patrick H. vor der Schule auf Till. „Wenn meine Bewährung abgelaufen ist, leg’ ich dich um,“ sagt er. Till hat Angst. Er überlegt einige Tage, ob alles nicht nur noch schlimmer wird, wenn er die Polizei einschaltet. Dann zeigt er Patrick H. an. Sein Zögern hat Gründe: Der Fennpfuhl ist zum Treffpunkt für Rechtsextreme geworden. Eine lose organisierte Gruppe junger Männer hört in der Öffentlichkeit Musik mit rassistischen Texten, sie begrüßen sich mit „Heil Hitler“. Sie feiern Partys in einem Raum, den ihnen ein gemeinnütziger Verein zur Verfügung stellt. Sie beschmierden den Brunnen am Anton-Saefkow-Platz mit

Hakenkreuzen, verteilen NPD-Flugblätter, pöbeln Ausländer an und Jugendliche, die nicht zu ihnen gehören. Die Scheiben des Blumenladens werden so oft eingeschlagen, dass der vietnamesische Händler sein Geschäft schließlich nur noch mit Brettern vernagelt. Der Inhaber der Dönerbude gibt ganz auf. „Das war eine permanente Drohkulisse“, sagt Till. „Es gab Zeiten, da haben wir uns nach Einbruch der Dunkelheit nicht mehr aus dem Haus getraut“, erinnert sich Matthias Kirschke, einer



Till wird vorsichtig. Aber einmal ist er nicht vorsichtig genug.



von Tills engsten Freunden. „Die haben hier regelrecht Patrouillengänge gemacht.“ Die Rechten dominieren das Viertel in jener Zeit, doch solange sich kein Straftatbestand feststellen lässt, kann die Polizei nicht eingreifen. Oft ist es nur die versteckte Androhung von Gewalt, die das Klima im Fennpfuhl vergiftet. Diejenigen, die sich bedroht fühlen, überlegen

sich genau, was sie anziehen, wo sie entlanglaufen. Die Opfer tatsächlicher Übergriffe verzichten meist auf eine Anzeige, weil sie weitere Schwierigkeiten befürchten.

Auch Till wird nach der Morddrohung vorsichtig. Er bewegt sich nur noch in Begleitung durch die Nachbarschaft. Aber einmal ist er nicht vorsichtig genug. In einer Samstagnacht kommt er mit Matthias aus der Innenstadt zurück. Sie haben zwei Mädchen getroffen. Es war ein schöner Abend. Die beiden Glatzköpfe, die ihnen auf dem Hinweg verächtliche Blicke zuwarfen, haben Till und Matthias längst vergessen. An der Straßenbahnhaltestelle am Anton-Saefkow-Platz werden sie von den beiden und mindestens sechs weiteren Rechtsextremen erwartet: „Ey, du bist doch der Till.“ Die Freunde rennen los, um einer Auseinandersetzung auszuweichen, doch sie werden verfolgt, eingekreist, auseinander gerissen. Till wird beschimpft, geschlagen und getreten. Er sprüht dem Anführer Tränengas ins Gesicht und flüchtet in die Wohnung seines Vaters. Von draußen hört er sie rufen: „Wir kriegen dich. Du bist ein toter Mann.“

Für Till ist es nicht die letzte Begegnung dieser Art. Im Mai 2003 ist er mit seinem Vater und seiner Schwester auf dem Weg zur Videothek, als sich ihnen drei Männer mit einem Kampfhund in den Weg stellen. Beim folgenden Handgemenge bricht sich der Vater die Hand. Wenn Till heute von diesen Ereignissen spricht, ist sein Ton so nüchtern und sachlich, als würde er eine Zeugenaussage zu Protokoll geben. „Man muss sich stark machen“, sagt er. „Viele glauben, dass sie sich nur in Gefahr bringen, wenn sie zur Polizei gehen. Das sehe ich anders. Ich denke nicht daran, auszuweichen oder mich unterzuordnen. Wenn man schweigt, wird alles nur noch schlimmer.“

Till entschied sich dazu zu reden. Jedes Mal, wenn er angegriffen oder bedroht wurde, wandte er sich an die Polizei. Er informierte Zeitungen, nahm Kontakt zum Bezirksbürgermeister auf und beteiligte sich an Diskussionen und Initiativen gegen Rechtsextremismus. Tills Geradlinigkeit hat geholfen. Inzwischen sind die Neonazis aus dem Fennpfuhl verschwunden. Das ist nicht allein Tills Verdienst, aber sein Engagement hat dazu beigetragen, die Menschen im Viertel zu mobilisieren. Die Clique der Neonazis musste den Raum aufgeben, in dem sie ihre Partys feierte, weil der öffentliche Druck zu groß wurde. „Wenn man diesen Leuten zeigt, dass sie nicht mit uns machen können, was sie wollen, kann man sie besiegen“, sagt Till. Wenn er heute in den Fennpfuhl kommt, um seine Schwester und seine Mutter zu besuchen, dann hat er keine Angst mehr. Till Buchwald ist vielleicht kein Held. Aber er ist ganz sicher niemand, der sich einschüchtern lässt.



Der Fennpfuhl: In der DDR als Mustersiedlung für das Zusammenleben im Sozialismus geplant.

Natur- talent

In Hannas Leben dreht sich alles nur um das eine: die Umwelt.

Text: Susanne Klingner Foto: Achim Multhaupt

Hanna Pötter fällt erst auf, wenn sie den Mund aufmacht. Diese kleine Person zieht dann plötzlich alle Aufmerksamkeit auf sich. Weil sie aufgeregt um ihr Gegenüber herumhüpft, Grimassen zieht und wild gestikuliert. Besonders leidenschaftlich wird Hanna, wenn es um das Thema Umwelt geht. Dann zitiert sie Statistiken und Forschungsergebnisse und schiebt immer wieder ein „Das muss man sich mal vorstellen!“ dazwischen. Sie macht nicht den sortierten Eindruck, den man von einem Mitglied des Bundesjugendvorstandes des Bundes für Umwelt und Naturschutz Deutschland (B.U.N.D.) erwarten würde.

Hanna steht permanent unter Strom. Die Umwelt ist ihre Leidenschaft. Mit 17 Jahren hat sie angefangen, beim B.U.N.D. mitzuarbeiten. Damals las sie regelmäßig *Juckreiz*, eine von der B.U.N.D.-Jugend herausgegebene Umweltzeitung, und war so begeistert, dass sie mitmachen wollte. „Und während der Konferenz von Rio hieß es dann, die Erde könnte bald untergehen, wenn wir hier nicht aufpassen und da dachte ich: Okay, da müssen wir jetzt was dagegen tun.“ Die heute 25-Jährige fragte beim B.U.N.D. an, wurde Mitglied und schnell Landesvorsitzende. Seitdem arbeitet sie durchschnittlich zwei Stunden täglich für die Umweltorganisation. „Das ist genau das, was ich immer machen wollte. Da gehör ich hin“, sagt Hanna. „Vorher in der Schule war ich immer die Ökotussi und meine Mitschüler fanden mich belastend, weil ich die meiste Zeit über Umweltprobleme geredet habe und alle überzeugen wollte, was richtig und was falsch ist.“ Bei der B.U.N.D.-Jugend hat sie Menschen mit dem gleichen Interesse getroffen. Mittlerweile sind das ihre Freunde geworden.

Hanna hat nicht nur Freunde gefunden, sondern auch viel gelernt: Chinesisch zum Bei-



Hanna in ihrem Element.

spiel, in einem Jahr, um ein Auslandssemester in Peking belegen zu können. Auch kann sie jetzt Gruppen organisieren, Tagungen vorbereiten, Informationsmaterial und -filme machen, schreiben, reden, Probleme Schritt für Schritt lösen. „Soft Skills“ nennen das die Personalchefs heute, also „weiche“ Fähigkeiten, nicht in der Schule erlernbare, wie Kommunikationstalent, Team- und Kritikfähigkeit.

Das „harte“ Wissen hat sie in zwei Studi-

**Kein Handy, Bahn
statt Flugzeug:
Hanna ist konsequent.**

engängen bekommen. Hanna studiert in Lüneburg Umweltrecht, letztes Jahr hat sie ihren Bachelor in Umwelt- und Ressourcen-Management in Cottbus gemacht. Ihr Leben dreht sich ausschließlich um das eine Thema: Umwelt. Auch privat ist Hanna konsequent: Sie kauft fair gehandelte Schokolade, hat kein Handy, nimmt die Bahn statt des Flugzeugs, schreibt auf Ökopapier. Ihr Umweltbewusstsein ist zwar oft teuer – sie merkt das vor allem bei den Lebensmitteln – die Arbeit beim B.U.N.D. ist ehrenamtlich. Aber Hanna braucht ansonsten nur wenig: Sie wohnte in Cottbus im

Studentenwohnheim, jetzt in Lüneburg in einer Wohngemeinschaft, kauft nur wenig Klammotten und keinen Schnickschnack und geht sehr selten aus. Für Hobbys bleibt keine Zeit. Was sie braucht, finanzieren ihre Eltern.

Für die Zukunft wünscht sich Hanna, von einem Beruf im Umweltbereich auch leben zu können. Im Herbst macht sie ihren Abschluss. Vor der Jobsuche hat sie etwas Angst, denn so genau weiß sie auch noch nicht, wo sie arbeiten will: „Vielleicht im Bereich Umweltrecht oder Erwachsenenbildung, mal sehen“, sagt Hanna. Ihre Freunde sind zuversichtlicher als sie, dass sie etwas finden wird. Sie sagen: Bei dir machen wir uns keine Sorgen.

Die Freunde könnten richtig liegen, denn immerhin hat Hanna eine Menge gelernt während der acht Jahre bei der B.U.N.D.-Jugend: „Ich konnte nicht nur alles ausprobieren, sondern auch Fehler machen“, sagt sie. „Zwar hat die Arbeit manchmal auch total genervt, weil immer alles im Konsens passieren musste. Da dachte ich schon mal: Mann, warum macht denn hier nicht mal einer eine Ansage, was jetzt gemacht wird?“ Hanna lacht und wird dann wieder ganz leidenschaftlich: „Aber man lernt beim Selbermachen so viel und das ist so gut.“

 Mehr Infos unter www.bund.net

Jugend forsch

Mit ein bisschen Glück, Zielstrebigkeit und Einsatz ist der Weg vom Parteieintritt bis zu einem Sitz im Bundestag gar nicht so weit – vier Beispiele.



ANNA LÜHRMANN, DIE GRÜNEN

Als ich in den Bundestag gekommen bin, war ich 19 Jahre alt – aber die Alten haben mich von Anfang an voll mitmachen lassen, mich sogar ein bisschen bemuttert und aufgepasst, dass ich auch alles mitbekomme. Sie haben mir Hilfe angeboten, aber wenn ich die nicht annehmen wollte, war das auch in Ordnung. Und gleich am Anfang habe ich mich mit anderen jungen Abgeordneten gegen die Rentenpläne der Regierung gestellt, weil damals die langfristigen Reformschritte fehlten. Wir haben dann sogar gedroht, dem Gesetz nicht zuzustimmen. Wir haben die Presse informiert, viel telefoniert und uns abgestimmt, um unsere Forderungen durchzusetzen. Schließlich kamen die Fraktionsführungen auf uns zu und haben uns einen Kompromiss angeboten. Politik funktioniert

halt über Kompromisse. Darum muss man am Anfang in Verhandlungen auch immer mehr fordern, als man erreichen will. Wenn man in der Schule zum Beispiel Geld für das SMV-Zimmer haben will, sagen wir 1000 Euro, muss man mindestens mal bei 1500 Euro in den Verhandlungen anfangen.

In der Politik weiß man am Ende, wenn man etwas erreicht hat, nie so genau, wie viel Anteil man selbst am Ergebnis hat. Bei kleinen Projekten sieht man ein Resultat viel konkreter. Früher, als ich im Greenteam, der Jugendorganisation von Greenpeace, gearbeitet habe und einen Bach gesäubert habe – da sieht man gleich, was man geschafft hat. Deswegen würde ich vielen Jugendlichen auch raten, nicht direkt zu einer Partei zu gehen, sondern am Anfang irgendwo anders zu schauen, bei Schülervertretungen oder einem Jugendverband. Denn dort sind die Projekte meist konkreter, man hat mit Leuten zu tun, die im gleichen Alter sind. In Parteien wird oft viel diskutiert und es dauert alles ein wenig länger. Partizipation bedeutet viel Zeit, aber die ist gut investiert. Man lernt viel, entwickelt so genannte Soft Skills, die einem später sogar helfen können, einen Job zu finden, und trifft vielleicht neue Freunde. Ich kenne viele Leute aus meiner Schule, die haben sich immer wahnsinnig gelangweilt. Bei mir war aber immer was los. Die anderen aus meiner Klasse haben mich für mein Engagement manchmal komisch beäugt, für manche war ich vielleicht auch die Streberin. Das Schlimmste war, dass viele Lehrer mich immer vor der ganzen Klasse gelobt haben. „Das ist ja so toll, was die Anna macht.“ Und wer will schon gerne vor der ganzen Klasse in eine besondere Ecke gestellt werden? Was übrigens in den USA anders ist:

Wenn man da von einem Lehrer für etwas gelobt wird, gilt das als cool in der Klasse. Hier in Deutschland irgendwie nicht. In der Oberstufe hat sich das geändert und ich war mehr akzeptiert. Die Leute wollten immer wissen, was ich mache. Und ich habe auch immer versucht – was ganz viele versäumen, die sich in der Politik engagieren –, einen Freundeskreis außerhalb der Politik aufrechtzuerhalten. Man muss sich dafür Zeit nehmen, Prioritäten setzen. Ich bin dann schon mal von einem Parteitag in Mittelhessen abends wieder nach Hause gefahren, weil meine beste Freundin Geburtstag hatte.

Für mich war Partizipation auch immer Hobby, jetzt ist es mein Beruf und ich kann Sachen erreichen, die ich als Schülervereinerin vielleicht nicht geschafft hätte. Neulich habe ich zum Beispiel mit durchgesetzt, dass eine Bundesstraße, die durch ein ökologisch sensibles Gebiet in meinem Wahlkreis gelegt werden sollte, erst mal nicht gebaut wird.

Ich will auf jeden Fall erst mal weitermachen mit der Politik. Und mein Politikstudium an der Fernuni Hagen irgendwann zu Ende bringen. Weil ich viel reise, kann ich die Unitexte immer auf den Zugfahrten lesen. Das ist auch gut so, denn nachts, wenn ich nach einem spannenden Politiktag nach Hause komme – dann kann ich nichts mehr für die Uni tun.

Anna Lührmann, 21, ist die jüngste Bundestagsabgeordnete der Grünen. Mit neun Jahren begann sie sich in einer Jugendgruppe von Greenpeace zu engagieren, mit 13 trat sie der Grünen Jugend bei. 2002 wurde sie in den Bundestag gewählt, dort sitzt sie im Europa-Ausschuss. Über europäische Jugendprojekte begann sie, sich für das Thema Europa zu interessieren. Protokoll: Nikolaus Röttger

„Man muss am Anfang immer mehr fordern,
als man erreichen will.“ *Anna Lührmann*

„Lehrer können Schüler
ja nicht einfach zu einer
Demo schicken.“ *Jens Spahn*



JENS SPAHN, CDU

Vor kurzem bin ich 24 Jahre alt geworden. Damit bin ich der jüngste Bundestagsabgeordnete meiner Partei, der CDU. Ein Außenseiter bin ich deswegen nicht: Mittlerweile sind wir in der CDU 26 Parlamentarier unter 35 Jahren, also etwa ein Zehntel der Fraktion, da müssen die Etablierten manchmal umdenken und uns Jüngeren zuhören. Menschlich ist es nicht immer ganz einfach, in der Partei zwischen „jungen“ und „alten“ Ansichten zu vermitteln. Neulich meinte zum Beispiel ein Kollege zu mir: „Du weißt, Jens, seit zwanzig Jahren vertrete ich jetzt schon die Wehrpflicht und jetzt kommst du und sagst mir, wir sollen mal offen darüber reden?“ Es ist aber andererseits auch nicht richtig, dass ich als Jungpolitiker immer alles anders sehen müsste. Schließlich leben in meinem Wahlkreis

nicht nur 20-Jährige. Ich habe zu vielen Themen eine deutliche Meinung, vor allem was die Rente, die Pflege- und die Krankenversicherung angeht. Vor nicht allzu langer Zeit habe ich mich mit meiner Partei angelegt, als es um die Besteuerung der Renten ging. Da wurde mir klar, dass viele in unserer Partei noch in den 80er Jahren hängen. „Wir dürfen die Rentner nicht so viel belasten“, heißt es dann. Bei solchen Themen knallt es in Berlin regelmäßig. Die, die schon in Rente sind, prahlen mit der jungen Generation aufeinander, die sie in Zukunft finanzieren soll.

Manchmal wird es auch persönlich. In der Diskussion um die Gesundheitsprämie wurden wir parteiintern als „Privatisierungsfetischisten“ beschimpft. Oder neulich, da hat der Präsident des Rentner- und Sozialverbandes VdK den ganzen Saal zu brausendem Beifall gebracht, als er gegen mich wettete. Es ist immer leicht, den anderen vorzuwerfen sie seien unsozial. Zum Glück bin ich schon mit 15 in die Junge Union eingetreten, inzwischen habe ich mir ein dickeres Fell angelegt.

Wenn ich von den Älteren Verzicht fordere, möchte ich nicht gleich den Generationenkrieg ausrufen. Aber ich sage deutlich, dass dieses Land seit Jahrzehnten über seine Verhältnisse lebt. Da darf kein Thema tabu sein, auch nicht die Rente. Insofern würde ich mich nicht als „Generationen-Krieger“, sondern als Mahner und Mittler zwischen den Generationen bezeichnen. Dabei mache ich die Erfahrung, dass es bei den Senioren durchaus auch Verständnis für das Problem gibt.

Seinen Anfang nahm mein politisches Engagement in der Schulzeit. In Ahaus gibt es ein Zwischenlager für abgebrannte Brennelemente. Als Lehrer während unserer Schulzeit ver-

suchten, die Meinung ihrer Schüler zu manipulieren, haben wir angefangen, uns dagegen zu wehren. Lehrer können Schüler ja nicht einfach zu einer Demo schicken – das muss jeder selbst entscheiden. Vorher war ich schon in der katholischen Jugendarbeit engagiert, in der ich auch heute noch als Sommerlager-Gruppenleiter unterwegs bin, soweit ich es schaffe.

Später konnten meine JU-Freunde und ich auch schon auf kommunaler Ebene unsere Ideen umsetzen, zum Beispiel ein Jugendcafé und Nachtbusse einrichten. Bei Themen wie der Ganztagsbetreuung für Kinder hat man natürlich auch gemerkt, dass es in meiner Partei einige gibt, die sich damit schwer tun. Aber selbst da bewegt sich inzwischen einiges. Mit der CDU ist es eben manchmal wie mit der Katholischen Kirche: Langsam, aber sie bewegt sich doch.

Jens Spahn, 24, ist der zweitjüngste Abgeordnete im Deutschen Bundestag. Mit 15 Jahren trat er der CDU-Jugendorganisation im westfälischen Ahaus bei, einer Gemeinde, die deutschlandweit vor allem wegen der Demonstrationen gegen die Castor-Transporte zum dortigen Atommüll-Zwischenlager bekannt ist. In seiner Freizeit fährt Jens Spahn gern Motorrad und trifft sich mit seinen Freunden.

Protokoll: Hilmar Poganatz

„Der Einstieg war ein Sprung ins kalte Wasser.“ *Carsten Schneider*

„Eine politische Karriere lässt sich nicht planen.“ *Daniel Bahr*



CARSTEN SCHNEIDER, SPD



DANIEL BAHR, FDP

Ein ganz junger Politiker zu sein, ist nicht immer angenehm. Ich bin mit 14 Jahren zu den Jungen Liberalen (JuLis) gegangen, mit 16 der FDP beigetreten und wurde mit 25 in den Bundestag gewählt – da musste ich mir manchmal Fragen anhören wie: „Bist du überhaupt alt genug?“ Aber so jung zu starten hat auch Vorteile, zum Beispiel darf man auch mal über die Stränge schlagen. Ich bin da selbstbewusst. Von den alten Hasen für voll genommen werde ich aber, weil ich einer von 602 Abgeordneten bin, und jeder hat nur eine Stimme. Das ist Demokratie: Jede Stimme zählt gleich viel. Trotzdem musste ich kämpfen, um zum Beispiel in den Ausschuss „Gesundheit und Soziales“ zu kommen. Manch einer denkt, dass ich mich mit 14 entschieden hätte, politisch Karriere zu machen. Eine politische Karriere lässt sich aber nicht planen. Es hing von so vielen Zufällen ab: Ich bin mit einer Stimmevorsprung JuLis-Vorsitzender geworden, in den Bundestag bin ich auf dem letzten Listenplatz so gerade eben reingekommen und in der Region habe ich meinen Gegenkandidaten mit einer Stimme Vorsprung geschlagen. In der Politik habe ich vieles gelernt, was mir die Uni nie beigebracht hätte. Zum Beispiel überzeugen, argumentieren, diskutieren. Ich denke, dass man seine Ziele etwa bei Greenpeace nicht schneller durchsetzen kann. Auf lokaler Ebene geht das schon eher. Aber jeder sollte sich die Gruppe aussuchen, in der er sich wohl fühlt. Es wird ja – leider – nicht jeder bei den JuLis sein wollen.

Daniel Bahr, 27, ist der jüngste Bundestagsabgeordnete der FDP. Er engagiert sich bei Amnesty International, dem Verein „Mehr Demokratie“, in der Stiftung für die Rechte zukünftiger Generationen, und in der Gewerkschaft der Bankangestellten. Protokoll: Hilmar Poganatz

Im Jahr 1998 bin ich als damals jüngster Abgeordneter aller Zeiten in den Bundestag gewählt worden. Der Einstieg war wirklich ein Sprung ins kalte Wasser, denn nachdem ich mir als ausgebildeter Bankkaufmann eigentlich erst den Finanzausschuss als Tätigkeitsfeld ausgesucht hatte, wurde ich überraschend für mein Land Thüringen in den einflussreichen Haushaltsausschuss berufen. Dieser Ausschuss prüft gigantische Geldsummen: alle Posten des rund 250 Milliarden Euro schweren Bundesetats. Wer neu in den Ausschuss kommt, kriegt erst mal den schlechtesten Sitzplatz, aber ich habe mich inzwischen nach vorn gearbeitet und meinen Schritt nie bereut. Denn hinter den scheinbar trockenen Zahlenkolonnen stehen immer lebendige und aktuelle Probleme wie zum Beispiel die Autobahn-Maut oder die Frage der Elite-Unis. Bundesminister können harte Gegenspieler sein, wenn es um ihre Etats. Manchmal müssen sie sogar stundenlang vor der Tür warten. Das sind natürlich Spielereien, aber man muss manchmal zeigen, dass man nicht alles mit sich machen lässt. Überrascht hat mich die Länge der Sitzungen, die oft bis Mitternacht dauern, besonders dann, wenn gerade die Champions League läuft. Der Einstieg ist mir auch deswegen gut gelungen, weil unser Vorsitzender für ein kollegiales Klima sorgt. Nach langen Sitzungen trinken wir ab und zu zusammen ein Bier. So etwas gibt's sonst fast nirgendwo. Ich habe das Gefühl, viele sind so auf Kampf und Ideologie getrimmt, da hätte ich keinen Spaß.

Carsten Schneider, 28, der jüngste Bundestagsabgeordnete der SPD, trat 1994 den Jusos bei, 1995 der SPD. Drei Jahre später wurde er im Alter von 22 Jahren in den Bundestag gewählt. In seiner Freizeit spielt er als Stürmer in der Fußballauswahl des Bundestags. Protokoll: Hilmar Poganatz



Nur die Liebe zählt

Was man schon immer über Sex wissen wollte, sich vielleicht aber nicht zu fragen traut, erfährt man bei der *Lovezone*.

„Mein Freund will einfach nicht, dass ich auf Partys mit anderen Jungen rede. Er wird dann wütend. Was kann ich tun?“ Schwierig, diese Frage an die „Lovezone Wiesbaden“. Nathalie Harms diskutiert das Problem im Internetcafé der Hermann-Ehlers-Gesamtschule in Wiesbaden mit ihren fünf Mitstreitern. „Der ist eifersüchtig“, sagt die 15-Jährige. Nathalie und ihre Freunde beantworten Fragen zu Liebe und Sexualität, die anonym an ihre Webseite www.lovezone-wiesbaden.de gemailt werden. Diese Online-Beratung wurde mit Unterstützung des Amtes für Soziale Arbeit der Stadt Wiesbaden aufgebaut.

„Ich wusste natürlich, was Pille und Kondome sind, aber die Spirale war mir nur dem Namen nach bekannt“, sagt Stefanie Ackermann. Die 17-Jährige hat sich gemeinsam mit den anderen Beratern bei Wochenendseminaren über Verhütungsfragen und sexuell übertragbare Krankheiten informiert. Was die Jugendlichen nicht wissen, recherchieren sie in der Bibliothek oder im Internet. Nathalie und Stefanie sind seit der Gründung mit dabei. „Wir haben das Projekt vor einem Jahr gestartet“, erzählt Stefanie. Auf die Idee kamen sie, als an ihrer Schule eine Ausstellung zum Thema Aids gezeigt wurde, die den Schülern nicht gefiel. „Das können wir besser!“, meinten sie und entwarfen eine eigene Ausstellung, in der sie beispielsweise alle Verhütungsmittel nach ihrer Sicherheit in einer Pyramide angeordnet erklärten. Nach der Ausstellung, die seither an Schulen in ganz Deutschland gezeigt wird, starteten sie die „Lovezone Wiesbaden“.

Das gemeinsame Beratschlagen über Fragen zu Liebe und Sex hat die Gruppe zusammen-

geschweißt. „Wir haben Schweigepflicht“, erklärt Stefanie. Die Fragen, die anonym per Mail kommen, können deshalb nur in der Gruppe diskutiert werden. In Zweifelsfällen nennen die Online-Berater mehrere Möglichkeiten. „Wir sagen nie: ‚Du musst mit deinem Freund diskutieren‘, sondern immer ‚Du könntest‘, erklärt Stefanie. Sie schreibt nie: ‚Ich finde‘, denn ihre persönliche Meinung zu einem Problem ist nicht gefragt, genauso wenig wie Schuldzuweisungen, das gehört zu den Spielregeln. „Und wir nehmen alle Anfragen ernst“, ergänzt Nathalie, „auch wenn jemand einfach fragt: Was ist Sex?“

„Anfangs fand ich die Situation schon komisch“, sagt Nathalie. Sie hätte sich nie träumen lassen, dass sie mit anderen Jugendlichen so offen über Sexualität und Liebe diskutiert. „Ich habe eine Menge Selbstsicherheit gewonnen.“ Wenn sie nächstes Jahr ihre Ausbildung als Erzieherin beginnt, würde sie dem Projekt gerne treu bleiben. „Das ist wie ein Baby, das man aufgezogen hat.“ Deshalb ist geplant, eine zweite Gruppe einzurichten, die offen sein soll für alle Wiesbadener Jugendlichen. Der Nachwuchs aus den jüngeren Klassen der Hermann-Ehlers-Schule schaut den älteren Beratern inzwischen schon über die Schulter. Nicht mehr lange, dann werden sie auf Fragen antworten wie Nathalie: „Wenn jemand eifersüchtig ist, dann hat er vielleicht nicht genug Vertrauen in die Partnerin. Wenn dein Freund eifersüchtig ist, kannst du vielleicht mit ihm besprechen, woran das liegt.“

Charlotte Schmitz

 www.lovezone-wiesbaden.de

fluter Magazin

**FLUTER
IST
KOSTENLOS.**

Ein Abo läuft für vier Ausgaben und ist beliebig verlängerbar.

Das sind die
fluter-Themen 2004:
Im September:
Deutschland
Im Dezember:
Glaube

Leserbriefe bitte an:
fluter – Magazin der
Bundeszentrale für
politische Bildung
SV Medien-Service GmbH
Emmy-Noether-Straße 2,
Bauteil E
80992 München
leserbriefe@heft.fluter.de

***fluter* abonnieren ist
ganz einfach:**
Im Internet unter
www.fluter.de/abo
Per Telefon:
0 52 51 / 153-180
Per Fax:
0 52 51 / 153-190

Generation Goofy

Klar, keiner kann allein die Welt retten. Aber ein bisschen was geht immer.
Eine Geschichte über Döner, Verkehrsinseln und die Vorteile eines Menschenvertrags.

Text: Friederike Knüpling Illustration: Thomas Kartsolis

Wir wissen schon, dass das alles irgendwo herkommen muss: der Stadtpark, die Halfpipe, die Menschen mit den schönen Haaren, hier ein kleiner Drink, da ein bisschen Handygedöns – und das alles in der Sicherheit, dass uns Nachts auf dem Nachhauseweg kein Rentner mit Magenknurren das Portemonnaie klaut. Dass all das normal ist, glauben wirklich nur diejenigen, die ein paar Dinge grundlegend falsch verstanden haben. Diejenigen, die glauben, wenn es doch möglich ist, wäre es schön blöd, sich nicht jeden Tag so zu benehmen, als hätte Gott persönlich ihnen eine Karte geschickt, auf der er in bunter Schreibschrift zur großen Pull-Down-the-House-Party einlädt: „Komm vorbei, fühl dich wie zu Hause, friss so viel du kannst, und sack ein, was du zusammenraffen kannst, hier, nimm auch noch dieses sinnlose Best-of-Album mit und jetzt trag den Mist nach Hause, bevor die anderen kommen und auch was haben wollen, ach ja, und mach dir keinen Kopf um das dreckige Geschirr, das tun wir einfach in den Müll.“

Dabei ist klar, dass jeder, der nur hier ist, um Computer zu spielen, Würstbrote zu essen und ansonsten den andern die Luft wegzuatmen, ein Arschloch ist. Genau: ein Arschloch. Weil nämlich unter normalen Umständen, wäre da nicht irgendwann etwas ziemlich schief gelaufen, jeder bei der Geburt eine große Urkunde in die Hand gedrückt bekäme, die er dann unterschreiben müsste, die sein Menschenvertrag wäre: „Hiermit wird dem Zellhaufen, nachfolgend ‚Mensch‘ genannt, eine große Portion Privilegien übertragen. Essen, Trinken, Schlafen, Atmen, Geliebtwerden, Glücklichein: Greif nur zu, kleiner Mensch. Im Gegenzug verpflichtet der Mensch sich, den Hungrigen einen Snack zu reichen, den Durstigen einen Fluss zu zeigen, den Beunruhigten zuzuhören, zu lieben und glücklich zu machen und auch sonst bestmöglich teilzuhaben an dem, was er in der Schule einmal als ‚Gesellschaft‘ kennen lernen wird. PS: Und nicht vergessen: Der Code ist: Was_kann_ich_tun? und nicht:

Was_willst_DU_denn_du_hässliche_Kröte?“ Klar können wir die simple Rechnung lösen: Damit alles so super ist, wie man sich das wünscht – nette Menschen, lecker Essen, ein neuer Kniff in „Half-Life“, Menschenrechte, Sonnenschein und begrünte Verkehrsinseln, muss man eben auch mal was tun. Das wissen wir von zu Hause, weil unsere Eltern die wirklich soliden Taschengeldsummen nur bei wirklich soliden Schulnoten rausrücken wollten; und unsere Freunde erwähnten etwas in der Art, als wir uns auf der gemeinsamen Reise stritten.

Trotzdem kümmern wir uns lieber um unseren eigenen Kram. Der ist zwar nicht wirklich lebensnotwendig: Sorge, ob morgen auch etwas im Kühlschrank steht, müssen wir nicht haben – wenn nämlich nicht, gehen wir halt einen Döner essen. Es geht uns sehr gut, danke. Tja, und manchmal haben wir ein schlechtes Gewissen deswegen. Dann tragen wir unsere

**Der Code ist nicht:
Was_willst_DU_denn
du_hässliche_Kröte?**

alten Pullover, die wir sowieso nicht mehr sehen können, in den Altkleidercontainer und nicht in die Mülltonne. Dabei hat das rein gar nichts damit zu tun, etwas zu verbessern.

Genau das ist wahrscheinlich schon der erste Fehler: unser schlechtes Gewissen. Keiner muss sich schämen, weil er zufällig in Europa geboren wurde und seine Eltern nicht in einem Bürgerkrieg gestorben sind. Niemandem, der zufällig vom Glück begünstigt ist, soll zur Strafe ein Altenheimbesuch pro Tag aufgewälzt werden. Das Schlimme ist nicht, dass es uns so gut geht, sondern dass wir zu faul sind, uns im Namen der breit angelegten Vermehrung des Guten aus dem Bett zu rollen. Wer seine Sommerferien restlos mit dem Abpausen von

Goofy-Porträts verbringen möchte: kein Problem. Bloß sollte niemand – nicht in guten, nicht in schlechten Zeiten – seinen Lebensstil als Selbstverständlichkeit missverstehen. Und erst recht gehört es verboten zu glauben, die größte Prüfung, die das Spiel des Lebens bietet, sei die Ermittlung der lässigsten Turnschuhmarke.

Denn das ist der zweite Fehler: So gut, wie wir meinen, geht es uns vielleicht gar nicht. Auch wenn im Kühlschrank genug Eistee steht – wer findet eigentlich, dass alles super ist? Wer hat keine Allergie, weil das billige Gemüse aus dem Supermarkt eine Schadstoffhülle hat, auf die sein Körper nicht gut zu sprechen ist? Wer fühlt sich nicht täglich mindestens ein Mal von noch einer Ätzer-Werbekampagne beleidigt? Es geht nun mal alle etwas an, ob wir in einem Land leben, in dem man sich wohl fühlen kann oder nicht. Es gibt genügend Gründe, sich die Haare zu raufen – und nur einen einzigen, ganz einfachen, etwas dagegen zu tun: nicht nur mitzunehmen, sondern auch mitzumachen. Das hat nichts mit guten Taten zu tun, sondern ist eine Selbstverständlichkeit. Wenn das Gute nicht für alle reicht, muss eben mehr davon gemacht werden. Und weil das Schlechte jeden Tag mehr wird, muss jeder versuchen, so wenig wie möglich davon zu produzieren – Müll, Einsamkeit und am Ende vielleicht sogar Reformstau. Klar, keiner kann die Welt auf einen Schlag von allen Übeln befreien. Mitmachen funktioniert nicht nach dem Prinzip „Ganz oder gar nicht“, deswegen muss auch niemand, der möglichst wenig Schaden anrichten möchte, in ein selbst gebasteltes Vogelneest ziehen und von Luft und guter Laune leben. Eier aus Freilandhaltung zu kaufen, eine Schülerzeitung zu gründen oder den Zug anstatt des Kurzstreckenflugs zu nehmen, ist dagegen schon mal etwas.

Und gleichzeitig viel mehr als nur ein Anfang. Denn was wir Jungen ja nie vergessen wollten, ist, dass nicht alle Regeln unserer Eltern unsere eigenen sein können. Dass wir uns so



einfach in die bestehende Ordnung fügen, ist nichts anderes, als sich täglich von einem Radio-DJ *Saturday Night* auf Schleife vorspielen zu lassen, ohne mal zum Sender zu gehen, den DJ von seinem Stuhl zu nehmen und dann unseren eigenen Bass aufzudrehen. Stattdessen hören wir reflexlos weiter zu, „singing doowa diddy diddy dum diddy doo“. Davon wird man nicht nur hässlich, sondern auch dumm – und vor allem zur Figur einer todlangweiligen Geschichte, in der man selbst noch nicht mal ein Komma gesetzt

hat. Wir legen ja auch selber fest, wen wir küssen, was wir anziehen, und dass wir irgendwann von zu Hause ausziehen wollen. Klar: Das sind mitunter verdammt schwere Entscheidungen, die man fällen muss. Aber über Küssen, Anziehen und Ausziehen hinaus alles mit sich machen zu lassen – welche Entschuldigungen gibt es dafür schon? Dass sich ja eh nichts ändert, wenn wir mal Einspruch erheben: Eine Meinung ist das nicht. Jeder, der mit zwanzig sagt: „Die Welt ist schlecht und böse, also richte ich mich mal

lieber danach“, hat wenig nette Überraschungen von seinem Leben zu erwarten. Den Beweis, dass sie mehr als Knetfiguren in geistiger Embryonalhaltung sind, glauben manche vom Sofa aus erbringen zu können, durch Maulaufreißen. In Sitzposition Reden schleudern, was wann wo und warum verbockt wird von denen, die das Sagen haben, ist eine ganz gute Trockenübung. Aber auch nicht mehr als ein Lottoschein, den ein Fettfleck unlesbar macht. Wär ja schade, wenn sechs Richtige drauf waren.

MITTEL ZUM ZWECK

Unter Engagement kann man sich schwer
etwas vorstellen? Das sehen wir anders.

Fotos: Mierswa/Kluska



SPORTSGEIST

Sechzig Prozent aller Deutschen sind Mitglied in mindestens einem Verein,
viele in mehreren. Am beliebtesten sind die 88 960 Sportvereine, die es bundesweit gibt: 26 891 375
Menschen haben dort einen Mitgliedsausweis.

Die erfolgreichste Online-Aktion von Greenpeace im letzten halben Jahr war eine Mail-Aktion gegen das Robbenschlachten in Kanada. Allein zwischen dem 15. April und dem 31. Mai hatte die kanadische Botschaft 4142 Petitionen in ihrem Brieffach.







RUFZEICHEN

In Deutschland gibt es 27268 hauptberufliche Feuerwehrleute. Ohne die Freiwillige Feuerwehr aber bliebe so mancher Brand ungelöscht: Über ein Drittel alle Einsätze, 2002 waren es insgesamt 3392906, übernimmt die Freiwillige Feuerwehr. Nimmt man die 1057906 freiwilligen Feuerwehrleute, absolviert damit jeder im Schnitt einen Einsatz im Jahr – inklusive der rund 170000 Fehlalarme. Egal ob echter oder falscher Alarm: Gerufen werden die Feuerwehrleute mit Funkbeepern wie diesem.

GEDANKENGUT

Die größte Demo des Jahres 2003 war die Kundgebung gegen den Irak-Krieg am 15. Februar in Berlin: Mehr als 500000 Menschen waren dort unterwegs. Die bisher kleinste Demonstration dieses Jahres fand in Hamburg statt, als Klaus Meier im Februar allein gegen die Schließung eines Rosengartens protestierte, begleitet von einem einzelnen Polizisten. Die größte wie die kleinste Demo begannen hier – im Gehirn eines Menschen, der etwas verändern wollte.



TAFELRUNDE

13,3 Prozent der ehrenamtlichen Arbeit in Deutschland finden im Bereich Wohlfahrt statt. Vier Prozent der Bevölkerung sind Mitglied in Wohlfahrtsverbänden, die meisten sind allerdings Fördermitglieder und nicht direkt aktiv. Eine der großen Organisationen ist „Die Tafel“ – 20 000 Ehrenamtliche sammeln dort überschüssiges Essen von Großmärkten und Restaurants, um es an Bedürftige zu verteilen. Mittlerweise gibt es „Die Tafel“ in 330 Städten, jeden Tag bekommen so rund 450 000 Menschen etwas zu essen.

KREUZWEISE

Das meistbenutzte Werkzeug des gesellschaftlichen Engagements ist dieser Stift:

Bei der letzten Bundestagswahl gaben mit einem dieser in den Wahlkabinen hängenden Stifte 39816999

Wahlberechtigte ihre Stimme ab. 741037 benutzten ihn falsch – ihre Stimmen waren ungültig. 8765762 Mal wurde statt dieses Stifts ein anderes Schreibgerät benutzt, um ein Kreuz zu machen – von den Briefwählern.



MÜNZSAMMLUNG

Nach Angaben des *Deutschen Zentralinstituts für soziale Fragen* wurden 2003 in Deutschland etwa 2,3 Milliarden Euro für den guten Zweck gespendet. Am meisten bekam der SOS Kinderdorf e.V. gefolgt von den kirchlichen Hilfswerken.

3.

Danke schön.

Theater spielen, gesund werden, ein Zuhause finden, Probleme lösen, nach Spanien reisen – es ginge so einiges nicht, wenn andere nicht wären.




Bildungsreisender

„Ich wohne seit drei Jahren in einer betreuten WG für Flüchtlinge in München, meine Eltern und meine beiden Brüder sind noch im Nordirak. Als ich noch im Irak zur Schule ging, habe ich mir gern Fotoausstellungen angesehen. Weil ich hier in München allein bin, habe ich nicht so viele Menschen, die sagen: „Komm, da gibt es was zu entdecken.“ Dabei freue ich mich doch über alles, was ich in Deutschland kennen lernen kann. Umso schöner war

der Besuch mit dem Programm *Pink* in der Pinakothek der Moderne. Die Führung mochte ich wirklich sehr, besonders das Werk *Die Reise nach Jerusalem*, das hat mich richtig berührt. Es symbolisiert das Prinzip: Jeder gegen jeden – und am Ende bleibt nur der übrig, der alle rausgedrängt hat. Irgendwie spiegelt es die Situation im Irak wieder, wenn auch sehr bunt und sehr abstrakt. Ich musste gleich an meine Familie denken und an das Chaos,

das sie gerade erleben. Ich hoffe, dass sie auch irgendwann nach München kommen. Dann könnte ich sie durch die Pinakothek führen.“

 *Maher Abdul, 17, macht eine Ausbildung zum Fahrradtechniker. Bei „Pink“ führen Kunststudenten und ehrenamtliche Freiwillige Jugendliche aus sozialen Brennpunkten kostenlos durch Museen. Mehr Informationen zu „Pink“ unter Telefon 089/2380 5284.*

Das Geschenk des Lebens

Als Lisa an Leukämie erkrankte, standen ihre Chancen schlecht. Bis sich eine ganze Stadt um ihre Rettung bemühte.

Text: Susanne Sitzler

Es war am Tag Null, als Lisa eine neue Blutgruppe geschenkt bekam. Der Tag Null war der Tag, an dem Lisa, geschwächt von einer hoch dosierten Chemotherapie, im Transplantationszimmer der Universitätsklinik Freiburg lag. Der Tag, an dem um 15 Uhr 17 endlich eine rote Flüssigkeit mit den Stammzellen eines Unbekannten langsam in ihre Venen floss. Es war der 8. Juli 2003. Tag Null. So nennen an Leukämie erkrankte Menschen den Tag, an dem sie die Spende an Stammzellen bekommen, die ihr Leben retten kann. Lisa weiß nicht, von wem die Spende stammt. Aber sie weiß, dass viele Menschen geholfen haben, sie zu finden.

Lisa ist 17 Jahre alt, aber wenn sie spricht, wählt sie ihre Worte sorgfältig – viel überlegter, als es eine 17-Jährige vielleicht normalerweise macht. Sie streift dann, beim Überlegen, oft durch ihre Haare, hält kurz inne. Ihr Blick ist offen, und wenn sie redet, lächelt sie. Ihre Krankheit, die Hilfe, die sie erfuhr, die Stammzellen-Spende, die sie bekam: Alle diese Erfahrungen haben Lisa eines gelehrt – ihr Leben bewusster zu leben. „Man sollte es genießen“, sagt sie.

Im Januar 2003 merkte Lisa, dass mit ihr etwas nicht stimmte. Sie fühlte sich schlapp, war über Tage hinweg müde und das, was sie für gewöhnlich unternahm, fiel ihr schwer: sich mit

ihrer Pfadfindergruppe treffen, im Chor singen, Orgel spielen, selbst Klavier üben. Lisa war an Leukämie erkrankt. Monate vergingen, ohne dass die Ärzte die genaue Art der Blutkrankheit feststellen konnten. Während Lisa – mal zu Hause, mal in der Klinik – auf die Untersu-

Lisas Familie hatte die Hilfsbereitschaft der Leute einfach unterschätzt.

chungsergebnisse wartete, versuchte sie, weiterzuleben wie bisher. Sie ging zur Schule, traf sich mit Freunden. Sie fragte sich: „Was habe ich? Was ist das überhaupt?“ Im April dann die Diagnose: Lisa litt am myelodysplastischen Syndrom. Diese Form der Leukämie kann nur durch die Übertragung gesunder Stammzellen, die im Knochenmark gebildet werden, geheilt werden. Doch einen passenden Spender zu finden ist schwer: Damit die Transplantation gelingt, müssen die Gewebemerkmale der fremden Zellen fast vollständig mit denen des Patienten übereinstimmen. Im günstigsten Fall trägt einer von 30 000 Menschen die gesuchten Merkmale. Im schlechtesten Fall einer von mehreren Millionen. Lisa zwang sich, positiv zu

denken, und verdrängte die Idee, dass man keinen Spender finden würde. „Das war Selbstschutz“, sagt sie.

Doch in Lisas Heimat, in Landau in der Pfalz, begann sich zu dieser Zeit etwas zu bewegen. Ihre Familie hatte beschlossen, öffentlich zu einer Typisierung, einem besonderen Bluttest, aufzurufen, um einen Spender für Lisa zu finden. Sie ließ Plakate und Flugblätter drucken, um möglichst viele Freiwillige zu bewegen, am 15. Juni ins Pfarrheim des Ortes zu kommen und sich dort testen zu lassen. Die Kosten für die Bluttests hoffte sie durch Spenden und mit Hilfe der Stefan-Morsch-Stiftung bezahlen zu können, die Leukämiepatienten und deren Angehörige unterstützt. „Anfangs dachten wir, es sei realistisch, mit 300 Teilnehmern zu rechnen“, erzählt Lisas Vater. Es sollte sich herausstellen, dass er die Hilfsbereitschaft der Landauer unterschätzt hatte.

Während Lisas Ärzte noch eine bundesweite Datenbank mit möglichen Spendern nach einem Treffer durchsuchten, boten Bekannte und Freunde ihre Hilfe an. Wer konnte, verteilte Handzettel an Schulen, am Arbeitsplatz oder in Arztpraxen. Die lokale Presse berichtete über die geplante Aktion. „Man hat plötzlich gemerkt, wie viele Bekannte und Kontakte man hat“, sagt Lisas Vater. „Die Leute haben mich angesprochen, ob sie Zettel haben können“,



Welle der Hilfsbereitschaft für die 16-Jährige

Helfen, Leben zu retten

Aktion für leukämiekranke Lisa und andere Patienten

Jahren an der Typisierungsaktion zur Rekrutierung von Stammzellenspendern teilnehmen und bzw. oder Geld für die Kosten dieser Aktion spenden.“

Ein Appell, der nicht verhallen sollte. Denn Lisas Leben hängt vom Finden eines Stammzellenspenders ab, dessen Gewebemerkmale fast vollständig mit dem ihres eigenen Knochenmarks übereinstimmen.

In der eigenen Datenbank werden Spender mit passenden Gewebemerkmale zu finden, ist –

neufach – Kombination möglicher – schwierig, so dass immer noch jeder vierte Leukämiepatient vergeblich auf eine Transplantation wartet und sterben muss, obwohl in



„TAG NULL“ ist gut überstanden

Für mich war das wie ein Sechser im Lotto



30000

sagt Lisas Mutter. „Ich weiß nicht, wo die Handzettel schließlich überall lagen.“

Nach und nach wollten immer mehr Menschen etwas für Lisa tun. An Lisas Gymnasium sammelten Klassen durch Kuchenverkauf Geld und veranstalteten einen „Aktionstag für Lisa“. Eine fünfte Klasse ging von Haus zu Haus und kam mit über 2000 Euro zurück. Ein Nachbargymnasium veranstaltete einen Galaabend unter Schirmherrschaft des Bürgermeisters. Der Lions-Club, die Ärztliche Kreisvereinigung, die CDU-Frauenunion und viele Privat- und Geschäftsleute spendeten Geld, der Frauenchor, der Gospelchor und die Kreismusikschule gaben Benefizkonzerte. Lisas Pfadfindergruppe informierte auf ihrer Rückreise vom ökumenischen Kirchentag die Mitreisenden über die Sprechanlage des Zugs – das brachte 1500 Euro ein. Die Lokalzeitung berichtete laufend: „Welle der Hilfsbereitschaft“, „Spendenbereitschaft hält an“.

„Es war wirklich Wahnsinn, wie viele sich bereit erklärt haben, etwas zu machen“, sagt Lisa. „Es war mir unangenehm, mich so öffentlich zu präsentieren. Aber eine Aktion mit Namen und Foto spricht mehr Leute an. Ich dachte, vielleicht kommt dann jemand, der sonst nicht gekommen wäre – und es war ja nicht nur für mich.“ Denn ganz bewusst trug die Initiative den Namen „Hilfe für Lisa und

andere“. Die Überlegung war: Sollte man keinen Spender für Lisa finden, könnte die Aktion trotzdem zumindest einem anderen Leukämiepatienten helfen.

Als am 15. Juni dann im Pfarrheim von Lisas Gemeinde der Bluttest möglicher Spender begann, kamen über 1000 Freiwillige. Ärzte und Krankenschwestern arbeiteten ehrenamtlich, um das Blut zu entnehmen, ein Bäcker und ein Metzger sorgten für die Verpflegung der Freiwilligen. Lisas Spender war an diesem Tag nicht dabei. Doch Lisa war nicht enttäuscht –

Geburtstagsgeschenk: eine neue Blutgruppe.

inzwischen hatte sie den lang erwarteten Anruf ihrer Klinik erhalten: Die Ärzte waren in der Datenbank auf eine passende Person gestoßen. „Als der Spender gefunden war, habe ich mich so gefreut“, erzählt Lisa. „Es war wirklich gigantisch, endlich die Sicherheit zu haben. Es war so eine Erleichterung!“ Heute, ein Jahr später, geht Lisa wieder zur Schule und in den Chor, ist nicht mehr zu müde zum Klavier- und Orgelspielen. Sie trifft sich mit Freunden, macht den Führerschein.

Nach mehreren Nachuntersuchungen sieht es gut für sie aus: Die kranken Blutzellen sind bisher nicht wieder aufgetaucht. Und Lisa ist, mit ihrer neuen Blutgruppe, fast wieder die Alte. Doch hat sich ihr Blick auf die Welt geändert. Früher dachte sie, Mitmenschlichkeit sei nur ein Wort. Jetzt hat sie sie erlebt. „Es stimmt einfach nicht, dass Solidarität nicht mehr großgeschrieben wird“, sagt sie. „Das hat diese Aktion gezeigt.“ Und wenn in der Schule, im Alltag etwas schief läuft, erinnert sie sich an das Gefühl, als sie an ihrem Geburtstag zum ersten Mal nach der langen Zeit im Krankenhaus nach draußen kam: frische Luft atmen, im Freien sein, die Sommersonne fühlen. „Man hat’s doch richtig gut!“, denkt sie dann.

Über 70 000 Euro sind letztendlich bei der Aktion „Hilfe für Lisa und andere“ zusammengekommen – doppelt so viel, wie für das Bezahlen der Bluttests nötig gewesen wäre. Was übrig war, erhielt die Stefan-Morsch-Stiftung, die damit weiterhin Leukämiepatienten unterstützt. Ihrem Spender ist Lisa unendlich dankbar. „Er hat mein Leben gerettet“, sagt sie. Erst in einem Jahr, wenn die Wahrscheinlichkeit eines Rückfalls sehr gering ist, werden die Ärzte Lisa seinen Namen nennen. Dann möchte sie ihn unbedingt kennen lernen, diesen Menschen, der ihr A Rhesus positiv, ihre neue Blutgruppe, geschenkt hat.



Unter Schwestern

Über manche Dinge kann man nicht mit den Eltern reden. Oder man will nicht. Dann ist es gut, wenn man Geschwister hat. Selbst wenn es keine echten sind.

Es war nicht so, dass Kathrin Heming sich schon immer dringend Geschwister gewünscht hätte. Eigentlich war sie als Einzelkind ganz zufrieden. Es war aber so, dass die 15-Jährige vor zwei Jahren, als sie die achte Klasse einer Düsseldorfer Hauptschule besuchte, keine Freunde hatte. Mit ihren Mitschülern dort kam Kathrin nicht richtig zurecht.

Auf die Idee, dass es für Kathrin schön wäre, eine Schwester zu haben, kam nicht sie selbst, sondern ihre Mutter, beim Fernsehen. Ausge-

strahlt wurde ein Bericht über „Big Sister“: eine kostenlose Vermittlungsagentur für junge Mädchen, die sich eine Vertraute wünschen, eine große Schwester, mit der man über alles reden kann – nur außerhalb der Familie. „Big Sister“ vermittelt Kontakt zu Frauen, die einem Mädchen mit Rat und Tat zur Seite stehen wollen. Eine solche große Schwester, überlegte Kathrins Mutter, könnte eine Freundin für ihre Tochter werden.

Als Kathrin im April 2002 im Büro der

„Schwesternagentur“ zum ersten Mal Janine gegenüber saß, war ihr erster Gedanke: „Die ist nett, aber ganz anders als ich.“ Janine Kreienbrink, heute dreißig Jahre alt und Mitarbeiterin in einer Marketing- und Beratungsfirma, fühlte sich bei dem Treffen ähnlich. Kathrin erschien ihr ziemlich schüchtern. Bei Janines und Kathrins erster Verabredung sprachen vor allem zwei andere Frauen: Kathrins Mutter und Brigitte Klose-Grigull, die Leiterin der von Sponsoren finanzierten Organisation „Big

Sister“. So läuft das Kennenlernen der künftigen Schwesternpaare immer ab. Das erste Treffen soll bewusst in Begleitung stattfinden. Vor allem die Eltern der „kleinen Schwestern“, die meist zwischen acht und 16 Jahren alt sind, sollen sich ein Bild von der Frau machen können, der ihre Tochter Vertrauen schenken wird.

Anfangs trafen sich Kathrin und Janine einmal in der Woche, in der Eisdielen, im Kino, zum Shoppen – vor allem aber zum Unterhalten. Dass sie mit Janine so gut reden und Janine so gut zuhören kann, das findet Kathrin das Beste an ihrer großen Schwester. Mittlerweile macht sie den Realschulabschluss und ist in einer neuen Klasse, in der sie auch Freundinnen gefunden hat. Mit Janine zu sprechen ist aber etwas anderes, als sich mit Mädchen aus der Klasse zu unterhalten: „Janine ist älter, sie hat die besseren Lösungen.“ Einmal hatte Kathrin einen großen Streit mit ihrer Mutter. Janine empfahl ihr, einfach eine Weile Funkstille einzulegen und Wortgefechten aus dem Weg zu gehen, bis sich der Ärger gelegt hat. „So habe ich das dann gemacht“, sagt Kathrin.

Es geht mehr um Kathrins Themen, wenn sich die beiden treffen – aber das findet Janine in Ordnung. Sie reden viel über Sex, sagt sie, aber auch über Probleme in der Schule oder Konflikte zu Hause. Vor zwei Jahren, als Janine sich bei „Big Si-

Sie reden viel über Sex, über Probleme in der Schule oder zu Hause.

ster“ vorstellte, hatte sie einfach Zeit und Lust, sich bei einem sozialen Projekt zu engagieren. Über die Arbeiterwohlfahrt stieß sie auf „Big Sister“. Die Idee des Projekts gefiel ihr, auch weil sie selbst früher eine fünf Jahre ältere Freundin hatte. Ihre Rolle als große Schwester ist für Janine eine angenehme Art des Engagements: „Man steigt nicht in tiefe Abgründe hinunter, aber man fühlt sich gebraucht. Das ist ein schönes Gefühl.“ Heute sehen sich Janine und Kathrin seltener als zu Beginn ihrer Freundschaft. Janine arbeitet viel und kommt abends oft erst spät nach Hause. Da ist es manchmal schwierig, Zeit für ein Treffen zu finden. Und auch Kathrin hat jetzt weniger Zeit – seit zwei Monaten hat sie ihren ersten Freund. *Jenny Friedrich-Freksa*

Infos unter www.bigsister-online.de oder Tel. 0211/157 63 27



Julia (links), Kristin und Regisseur Ivo in den Kulissen des Theatriums.

Die Spieler

16 Jugendliche, zwei Hauptrollen, ein beratender Regisseur, viel Freizeit – wie ein Theaterstück auch entstehen kann.

Drei Stunden üben die Mädchen schon, dann ist es geschafft – zum ersten Mal haben sie das ganze Stück komplett durchgespielt. Ihr eigenes Theaterstück. Seit Anfang des Schuljahres arbeiten 16 Mädchen und Jungen im Jugendtheater „Theatrium“ in Leipzig-Grünau an *Is(s) was?!*, einem Theaterstück über Essstörungen. Sie haben es mit der Hilfe von Projektbetreuer Ivo Hubbuch selbst geschrieben, inszeniert und ausgestattet.

Julia Dallach und Kristin Lehmann spielen die beiden Hauptrollen – Jenny und Anna. Die 15-Jährigen spielen seit fünf Jahren im Theatrium. Sie sind im Plattenbauviertel Grünau aufgewachsen und haben beim Jugendtheater ihre Leidenschaft für das Schauspielern entdeckt. „Wenn du einmal angefangen hast, gibt es einfach keinen Grund, wieder aufzuhören“, sagt Kristin. Sie habe hier viele Freunde gefunden, erzählt sie, „und man lernt, tolerant zu sein, weil hier alle unterschiedlich sind“. Ihre Freundin Julia hat das Theater selbstbewusst gemacht: „Vor anderen spielen und sprechen, das macht mir nichts mehr aus. Früher war das anders.“

Die beiden Mädchen sind froh, dass Ivo ihnen die Möglichkeit gibt, in ihrer Freizeit Theater zu spielen. Der Schweizer ist 28 Jahre alt, hat Schauspiel studiert und arbeitet seit 2002 im Theatrium auf einer ABM-Stelle, einer Arbeitsbeschaffungs-

maßnahme. *Is(s) was?!* ist Ivos letztes Stück, seine Stelle wird nicht verlängert. Darüber ist Ivo genauso traurig wie die Jungschauspieler, sie haben sich angefreundet, aneinander gewöhnt. Die Mädchen fragen immer wieder nach Rat, wenn sie sich beim Spielen ihrer Rollen unsicher sind: „Ivo, ist es besser, wenn ich hier eine längere Pause mache?“ Dann überlegen sie gemeinsam – Ivo sieht sich nicht als Gruppenleiter, sondern eher als Berater der Jugendlichen.

Kristin und Julia hatten die Idee, ein Theaterstück über Essstörungen zu machen begeistert aufgenommen. „Weil es nicht einfach nur ein Stück ist, sondern ein Thema, das uns betrifft“, sagt Julia. In ihrer Klasse gebe es auch jemanden mit Essproblemen. „Wir haben uns während der Proben so viel mit dem Thema beschäftigt, dass wir inzwischen wegen ihr mit dem Vertrauenslehrer gesprochen haben“, sagt sie. Julia und Kristin wirken älter als 15 Jahre. Reifer. Vielleicht weil sie aus ihrer Freizeit mehr machen als nur rumhängen. Oder weil sie jetzt wissen, was Verantwortung bedeutet. „Das lernst du hier“, sagt Kristin. „Man kann die anderen nicht im Stich lassen, indem man einfach nicht zur Probe kommt.“

Susanne Klingner

Mehr Infos unter www.theatrium-leipzig.de

Wo kommen wir denn da hin?

Luljeta Krasniqi vor ihrem Haus im Sauerland.

Das Gesetz will, dass Familie Krasniqi in den Kosovo zurückkehrt. Viele Menschen wollen das nicht. Die Geschichte eines Protests.

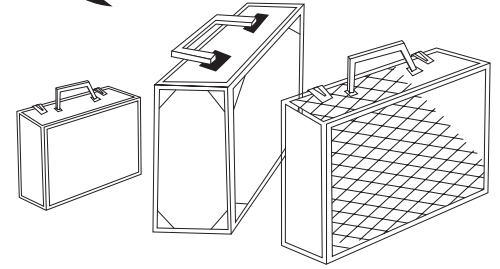
Text: Susanne Sitzler Foto: Alfred Jansen

Wenn Luljeta in ihrem Gedächtnis nach Kindheitserinnerungen aus dem Kosovo kramt, findet sie nicht viel: Sie erinnert sich an ein Haus, kaputt und alt, an grüne Wiesen und daran, dass es im Sommer warm war – so warm, dass das Gras vertrocknete. Aus Erzählungen ihrer Eltern weiß sie, dass sie dort auch eine beste Freundin hatte. Ihren Namen hat sie längst vergessen.

Luljeta Krasniqi sitzt auf einem ockergelben Samtsofa, zu Hause in Kierspe, einem kleinen Ort im Sauerland. Seit

elf Jahren lebt die 17-Jährige mit ihren Eltern und ihren drei Geschwistern dort. Luljeta ist das älteste der Kinder und macht dieses Jahr den Schulabschluss. Sie besucht dieselbe Gesamtschule wie ihre beiden Brüder Adrian und Irfan. Die jüngste Schwester Adisa ist erst sechs Jahre alt und in Deutschland geboren. Luljeta und ihrer Familie gefällt es in Kierspe: „Ich habe hier meine Freunde“, sagt sie. Und mit einem Kopfschütteln fügt sie hinzu: „Ich kann mir nicht vorstellen, woanders zu wohnen“. Doch

bleibst
du?



das steht Luljeta und ihrer Familie bevor: Im August droht die Ausweisung, zurück in den Kosovo. Auch wenn viele Menschen dagegen sind – die Gesetze wollen es so.

Die Krasniqis sind Kriegsflüchtlinge. 1993 kamen sie nach Deutschland, sie waren wegen der Unruhen im ehemaligen Jugoslawien aus Pristina geflohen. Drei Tage lang war die albanische Familie unterwegs, bis sie erst Münster und dann Kierspe erreichte. Seitdem lebt Luljeta dort. Sie fürchtet sich vor der Ausreise, denn sie weiß nicht, was auf sie zukommt: „Ich verlasse dann alles, ich weiß nicht, wo wir hingehen und wie es dann weitergehen soll.“ Kriegsflüchtlinge gelten nicht automatisch als politisch verfolgt. Wenn der Asylantrag, wie bei den Krasniqis, abgelehnt wurde, sind sie im Land nur noch „geduldet“, wie es in der Sprache der Behörden heißt. Sie dürfen dann bleiben, bis in ihrer Heimat wieder Ruhe herrscht. Danach müssen sie zurück – so besagt es das Ausländergesetz. Im Juni 2003 erhielt Familie Krasniqi die Mitteilung, dass das Ausweisungsverfahren eingeleitet worden sei. Fast wären sie damals schon abgeschoben worden. Mit der Hilfe einer Cousine konnten sie sich aber ins Kirchenasyl nach Bremen flüchten. „Das war schlimm, wir lebten in zwei Zimmern und durften nicht raus“, erzählt Luljeta. Dennoch war der kirchliche Schutz die letzte Rettung. Die Behörde in Kierspe wusste nichts von dem Asyl – aus ihrer Sicht war die Familie einfach untergetaucht. Nach fünf Wochen konnten die Krasniqis zurückkehren. Sie hatten erneut einen Asylantrag gestellt und erhielten eine Duldung für einen Monat. Sie waren wieder zu Hause, aber sie lebten in Angst.

Damals bot ein Nachbar Hilfe an, der die Krasniqis schon seit zehn Jahren kennt. Er hatte die Idee zu einer Petition. Dieses Bittschreiben wurde bei der Landesregierung in Düsseldorf zusammen mit vielen Unterschriften eingereicht. Die Entscheidung, die der Petitionsausschuss dort trifft, hat zwar nur beratenden Charakter, doch vielleicht, hoffte Luljeta, würde das Ausländeramt dann noch einmal über die Ausweisung nachdenken. Zusammen mit ihrem Bruder verteilte sie an ihrer Schule Flugblätter, klärte die Mitschüler über ihre Lage auf. Schnell fand sie Hilfe, ihre Freunde und Schüler der Oberstufe setzten sich für die Familie ein – sie gründeten eine Schülerinitiative, veranstalteten Informationsabende, organisierten Demonstrationen. „Wir protestieren energisch gegen die drohende Abschiebung der Familie Krasniqi. Luljeta, Adrian und Irfan sind unsere Mitschüler und gehören zu uns!“, schrieben sie auf der Homepage der Schule. Es war nur eine kleine Gruppe, die sich engagierte. Trotzdem war die Aktion ein Erfolg: Die Duldung wurde um drei weitere Monate verlängert.

„In diesen drei Monaten haben wir alles versucht“, erzählt Moritz Schröder, 19, von der Initiative. Die Schüler wandten sich an Lehrer und an die Kirche. Sie begleiteten die Krasniqis auf ihrem Weg zu verschiedenen Ämtern. Sie suchten Kontakt zum Arbeitskreis Flüchtlinge in Kierspe und zu anderen Gruppen wie „Kein Mensch ist illegal“.

Im Januar, einen Monat vor Ablauf der Frist, setzte sich auch die evangelische Kirchengemeinde mit einem Brief für die Krasniqis ein. Doch im Februar, zum Ende der Frist, wurde der Druck für die Familie zu groß. Sie tat etwas, das sie nicht wollte: Sie willigte in die Ausreise ein. „Wir haben unterschrieben, aber das heißt nicht, dass wir ausreisen wollen“, sagt Luljeta und erzählt, wie es dazu kam: Sie hatte beobachtet, wie ein Mann ihr Haus fotografierte. Die Familie geriet in Panik. Sie dachte, die Abschiebung stehe nun bevor. Am nächsten Morgen fuhren sie zum Ausländeramt. Dort sagte man, dies sei ihre letzte Chance: Entweder sie willigten in die Ausreise – oder sie würden sofort ausgewiesen. Also unterschrieben sie.

Nun ist die Situation für Luljetas Familie aussichtslos. Die Schülerinitiative, die Kirchengemeinde, die Unterschriftenaktion konnten gegen bestehende Gesetze nichts ausrichten. „Für mich ist es richtig hart“, sagt Luljeta. Dass sie schon lange in Deutschland lebt, berechtigt sie aus juristischer Sicht nicht zu bleiben. Zwar streiten Politiker seit Jahren darüber, wie man die Zuwanderung von Ausländern regeln sollte. Es wird auch immer wieder darauf hingewiesen, dass sogenannte Kettenduldungen ein un-

„Alles, was man tun konnte, wurde ausgeschöpft.“

zumutbarer Zustand seien. Aber in der Praxis hat sich nichts geändert. Im August, wenn Luljeta die Schule beendet hat, soll ihre Familie ausreisen, so lautet die Vereinbarung. Moritz ist frustriert: „Wir wollten, dass die Familie bleiben kann. Das hat nicht geklappt.“ Jetzt können sie nur noch Geld sammeln, um ihnen den Start im Kosovo zu erleichtern. Ulrike Schuhmacher vom Arbeitskreis Flüchtlinge sieht dennoch einen Erfolg: „Alles, was man tun konnte, wurde ausgeschöpft“, sagt sie. „Es ist schon erstaunlich, dass die Schüler eine Verlängerung des Aufenthalts bis zum Sommer erreichen konnten.“

Auch Luljeta selbst ist nicht enttäuscht. „Ich würde nicht sagen, dass alles umsonst war“, erklärt sie. Sie weiß, dass viele Menschen ihr geholfen haben. „Man konnte das sehen, dass die Menschen in der Umgebung hinter uns stehen.“ Jetzt ist Luljeta froh über jeden Tag, den sie in Deutschland bleiben kann. Ihre Familie hat noch Verwandte im Kosovo, im Haus eines Onkels könnten sie auch unterkommen – zur Not: Dort wohnen schon zwölf Menschen. Menschen, die Luljeta fremd sind, an die sie kaum Erinnerungen hat. Dass sie im Sommer wirklich ausreisen muss, kann sie nicht glauben: „Wir haben schon unterschrieben, aber mein Gefühl sagt: Nein, das wird nicht sein.“ Doch wer oder was könnte jetzt noch helfen? Luljeta zuckt ein wenig ratlos mit den Schultern. „Ich weiß nicht, wer. Aber vielleicht gibt es jemanden.“

 Mehr zum Thema unter www.fluter.de



Die drei von der Feuerstelle: Fritz, Johannes und Wanja.

Der Jojo-Effekt

Bis nach Barcelona fahren, Schnitzeljagden durch Berlin und selbst gemachte Schokolade essen – dass Fritz und Wanja das alles tun können, liegt vor allem an Johannes.

Text: Daniel Herbstreit Foto: Sibylle Fendt

Fritz und Wanja gehören zum Stamm „Burgund“, genauer zur Sippe „Herzog von Brabant“. Die beiden Jungs, die darauf bestehen, „schon fast 14 Jahre alt“ zu sein, sind Pfadfinder. Sie sind „Sipplinge“, so heißen die Pfadfinder, die zwischen elf und 16 Jahre alt sind. Gemeinsam mit ihrem Sippenführer Johannes sitzen sie auf einer Holzbank am Tisch im „Teehaus“, ihrem Stammheim in Berlin-Lichterfelde. Kerzen brennen, im Kamin knistert und knackt das Feuer, auf dem Tisch steht eine Kanne Pfefferminztee. Johannes zupft auf seiner Gitarre herum. Wäre heute ein normaler Heimabend, würde Johannes mit seinen Jungs vielleicht die nächste Fahrt planen oder eine Schnitzeljagd durch Berlin machen. Aber diesmal wird nur geredet und erzählt.

Für Fritz und Wanja ist Johannes, den die meisten Jojo nennen, das Beste, was ihnen passieren konnte. Vor zweieinhalb Jahren kam er eigentlich nur als Unterstützung für den damaligen Gruppenleiter dazu. „Aber Jojo hat sich von Anfang an besser um uns gekümmert“, sagt Fritz. „Mit dem alten Sippenführer haben wir fast immer nur Fußball gespielt an unseren Heimabenden.“ Johannes, der gerade sein Abitur macht, organisiert dagegen für seine insgesamt fünf Sipplinge meistens ein richtiges Programm. „Wir haben schon Vogelhäuser gebaut, Baseball gespielt und sogar mal selbst Schokolade gemacht.“ Letzten Herbst war auch eine Wochenend-Radtour rund um die Müritz dabei, einen großen See in der Mecklenburgischen Seenplatte. Und Johannes hat aus der Sicht von Fritz noch einen Vorteil: „Er ist nicht so streng wie viele andere Sippenführer aus dem Stamm.“ Johannes' Vorgänger überließ ihm die Jungs nach zwei Monaten.


Die meisten denken sofort an Tick, Trick und Track.

Seitdem ist er der offizielle Leiter der Sippe „Herzog von Brabant“.

Im Teehaus trifft sich die Sippe jeden Samstag zu ihrem zweistündigen Heimabend, außerdem verabreden sich die Jungs auch sonst, zum Beispiel zum Videoschauen. Der Stamm Burgund gehört zum Landesverband Berlin-Brandenburg des Bundes der Pfadfinder, einer kirchlich ungebundenen Pfadfinderorganisation, die in ganz Deutschland mit mehr als 250 Stämmen vertreten ist. Wanja kam über seine Schwester, die auch Pfadfinderin ist, zu den Burgundern; Fritz über eine Veranstaltung in der Schule, bei der sich die Pfadfinder vorstellten und ihm gleich sympathisch waren. Für die beiden ist Johannes mit der Zeit zu einem Freund geworden. Ist er denn einer dieser älteren Freunde, die man um Rat fragt, wenn man verliebt ist und nicht weiterweiß? „Nein“, antworten Wanja und Fritz ohne zu zögern. Beide lachen. „Dafür sehen wir uns vielleicht doch zu selten“, sagt Fritz. „Da würden wir dann eher unsere großen Geschwister fragen.“ Johannes versucht an die Jüngeren vor allem das weiterzugeben, was ihm selbst das Pfadfinder-Sein bedeutet: respektvoller Umgang miteinander, Verantwortung für die Natur und das Gefühl von Freiheit, das er selbst auf Fahrten und Wanderungen erlebt hat. Fritz klingt das alles ein bisschen zu pathetisch. „Jetzt fängt er wieder an zu schwafeln!“ Aber dass die ge-

meinsamen Reisen, die Fahrten und Wanderungen das Beste an den Pfadfindern sind, da stimmen er und Wanja ihrem Leiter zu. Mindestens drei große Fahrten veranstaltet der Stamm im Jahr. Letzten Sommer zum Beispiel eine 14-tägige Tour durch Katalonien und Barcelona. Fritz hat dabei vor allem der Kontakt zu Pfadfindern aus anderen Ländern gefallen. „Die spanischen zum Beispiel, die haben gar keine Kluft.“ Ihn selbst stört die Kluft, die Uniform der Pfadfinder, nicht. Das hellblaue Hemd und das blau-gelbe Halstuch gehört für ihn so selbstverständlich zu einem Pfadfinder wie das Vereinstrikot zum Fußballfan. „Blöd ist nur, dass man wegen der Kluft im Bus manchmal dumm angemacht wird.“

Komische Sprüche über Pfadfinder müssen sich alle drei immer wieder anhören, vor allem in der Schule. In Wanjas Klasse lautet das neueste Gerücht: Pfadfinder sind schwul. „Die wissen gar nicht, wie viele hübsche Mädchen wir im Stamm haben!“, sagt Fritz und grinst. Johannes meint: „Da muss man drüberstehen. Ich antworte auch auf dämliche Fragen ernsthaft, dann merken die meisten schon, dass sie ein reines Klischeebild von Pfadfindern haben. Viele Leute denken da sofort an Tick, Trick und Track und ‚Jeden Tag eine gute Tat‘, mehr kennen sie gar nicht.“ Am Ende des Abends glimmen die Holzscheite im Kamin nur noch und Johannes löscht die Glut mit dem restlichen Pfefferminztee. Bevor sich Wanja auf den Heimweg macht, will er noch wissen, was beim nächsten Heimabend ansteht. „Mal sehen“, sagt Johannes, „gibt 'ne Überraschung.“

 Mehr Informationen unter www.pfadfinden.de und www.stammburgund.de



4.

Und wie, bitte?

Ob eine Sekunde, eine Minute, einen Tag oder vielleicht sogar ein Jahr – etwas Zeit hat doch jeder. Was man damit anfangen könnte? Bitte sehr.



Waldmeister

Eine Minute Zeit

Klicke auf den roten Stopp-Button auf www.diewaldseite.de und hilf mit, den Regenwald zu retten.

www.diewaldseite.de
www.pro-regenwald.de

Einen Tag Zeit

Begib dich in eine Grünanlage deiner Wahl. Gehe direkt dorthin und vergiss die Mülltüten nicht. Dann sammle, was die anderen hinterlassen haben.

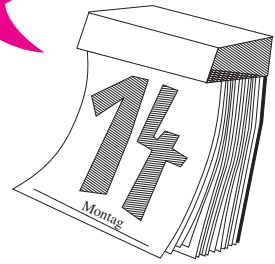
Ein Jahr Zeit

Wenn du zwischen 16 und 27 Jahren alt bist, kannst du ein freiwilliges ökologisches Jahr machen

www.foej.de
www.oekojobs.de

Sagt die Biene zu dem Stachelschwein ...

jeden Tag...



... schön ist es, auf der Welt zu sein. Noch schöner, wenn auch andere etwas davon haben. Hier sind 15 Möglichkeiten, wie man Gutes tun kann – für Leute mit viel und wenig Zeit.

Text: Barbara Streidl



eine Minute

1.

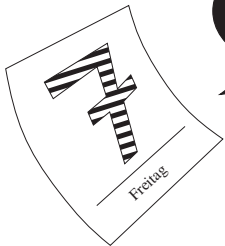
Hilfe auf einen Klick: Auf der Seite www.givewater.org/ spendet ein Maus-klick wasserarmen Regionen in Afrika und in Asien Trinkwasser und unter www.thehungersite.com wird ein Maus-klick in eine Tasse Reis verwandelt.

2.

Protestiere bei der kanadischen Regierung gegen die Robbenjagd oder fordere bei der Bundesregierung mehr Einsatz von Solarenergie: Unter <http://act.greenpeace.org/cl2/de/de> findest du aktuelle Aufrufe, um direkt von deinem Schreibtisch aus aktiv zu werden. Vergleichbares gibt es auch beim Bund Naturschutz (www.bund-naturschutz.de/projekte/index.html) und auch bei den Urgent Actions von Amnesty International (www2.amnesty.de).

3.

Schreib mit am Lexikon unserer Zeit: Unter <http://de.wikipedia.org/> kannst du schon mit einer kurzen Begriffsdefinition oder einem Ereignis die freie und nur von Usern erstellte Enzyklopädie mit deinem Wissen erweitern.



...eine...

eine Stunde

1.

Beim Deutschen Roten Kreuz kannst du als Mädchen viermal, als Junge sechsmal im Jahr etwa 500 ml Blut spenden – vorausgesetzt, du bist mindestens 18 Jahre alt und hast keine gesundheitlichen Beschwerden (Infos unter www.drk.de/blutspendedienst/index.html).

2.

Nimm an einer Demo gegen Neonazis teil – unter www.gesichtzeigen.de oder <http://tacheles.hagalil.com/kalender> kannst du sehen, wann die nächste in deiner Stadt stattfindet.

3.

Als neutraler und unvoreingenommener Streitschlichter kannst du an deiner Schule mithelfen, dass Konflikte zwischen Schülern ohne Lehrer gelöst werden. Das Modell der Konfliktlotsen oder Mediatoren gibt es an vielen Schulen, Infos findest du unter www.bildungs-server.de/zeigen.html?seite=2208.

ein Tag

- 1.** Im Krankenhaus kannst du als ehrenamtliche Hilfe Patienten auf Spaziergängen im Park begleiten, kleine Besorgungen erledigen oder die Patientenbücherei betreuen. Wenn du möchtest, kannst du auch bei den Mahlzeiten oder bei der Haarwäsche helfen. Die Möglichkeit, Patienten auf diese Art und Weise zu unterstützen, bieten die meisten Kliniken an. Am besten fragst du an der Pforte eines Krankenhauses in deiner Nähe.
- 2.** Jedes Tierheim ist auf ehrenamtliche Unterstützung angewiesen: Besonders am Wochenende ist jeder willkommen, der Katzen oder Hunde füttern, Streicheleinheiten verteilen oder das Gassigehen übernehmen möchte. Eine bundesweite Übersicht über Tierheime, nach Postleitzahlen sortiert, gibt es unter www.tierheimliste.de/tierheim-adressliste.html.
- 3.** Unter www.ehrenamtlich.de gibt es für viele Städte in Deutschland eine Auflistung von Organisationen, die aktuelle ehrenamtliche Mitarbeiter suchen. Von Hausaufgabenhilfe über Zirkustraining und Aufbau von Infoständen bis zu Büroarbeit für Dritte-Welt-Läden sollte hier für jeden was dabei sein.

eine Woche

- 1.** Lass dich von der Johanniter-Jugend zum Schulsanitäter ausbilden. Nach einer Grundausbildung und zwei Erste-Hilfe-Kursen sowie Sanitätshelferkursen weißt du, was bei Platzwunden, eingerissenen Fingernägeln oder leichten Ohnmachten am besten getan wird (Infos unter www.juh.de/schulsani).
- 2.** Eine Woche lernst du jeden Vormittag als Praktikant bei der Nachbarschaftshilfe deines Heimatortes alle Bereiche von Kinderbetreuung über Essen auf Rädern bis ambulanten Pflegedienst kennen. Bei der Vermittlung des Praktikums hilft dir deine Schule.
- 3.** Als Ferienfreizeitbetreuer oder Jugendleiter kannst du mit Kindern und Jugendlichen in die Ferien fahren und dort je nach deinen Interessen zum Beispiel Theaterprojekte betreuen oder Computerkurse geben (Informationen unter <http://juleiqua.kaschi.com>).

ein Jahr

- 1.** Mach ein Freiwilliges Soziales Jahr im Ausland (Infos unter www.caritas.de oder www.freiwilliges-jahr.de), ein Freiwilliges Soziales Jahr im kulturellen Bereich (Infos unter www.reininsleben.bkj-remscheid.de/frame.html), ein Freiwilliges Politisches Jahr in Zwickau (Infos unter www.fpj-zwickau.de/) oder ein Freiwilliges Ökologisches Jahr in einem Bundesland deiner Wahl (Infos unter www.foej.de/).
- 2.** Attac, die Anti-Globalisierungsbewegung, sucht ständig freiwillige Bürohilfen, die in den verschiedenen Büros auch längerfristig Unterstützung im organisatorischen Bereich leisten (mehr Infos unter www.attac.de/mitmachen/buerohilfe.php).
- 3.** Du möchtest dich für ein politisches Thema stark machen und suchst Unterstützung? Das Bundesjugendministerium, die Bundeszentrale für politische Bildung und der Deutsche Bundesjugendring starten „Projekt P – misch dich ein“, das Jugendliche in ihrem Engagement unterstützen soll. Nächsten Sommer wird dazu ein großes Aktionswochenende in Berlin stattfinden (10.-12. Juni 2005). Mehr Informationen unter www.projekt-p.info.

...gute Tat

IMPRESSUM

fluter – Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung, Ausgabe 11, Juni 2004

Herausgegeben von der Bundeszentrale für politische Bildung (bpb), Adenauerallee 86, 53113 Bonn, Telefon: 01888 / 515-0

Redaktion: Thorsten Schilling (verantwortlich), Bundeszentrale für politische Bildung (schilling@bpb.de), Dirk Schönlebe (Koordination), Roland Schulz, Dirk von Gehlen, Alexandra Pieper (Chefin vom Dienst), Thomas Kartsolis (Art Direction)

Texte und Mitarbeit: Carl Berger, Jenny Friedrich-Frekza, Daniel Herbstreit, Mathias Irle, Susanne Klingner, Friederike Knüpling, Christoph Koch, Christoph Leischwitz, Sarina Märtschel, Hilmar Poganatz, Nikolaus Röttger, Alexandra Rusitschka, Sandra Schmid, Charlotte Schmitz, Anne Siemens, Susanne Sitzler, Barbara Streidl, Simone Wans, Heiko Zwirner

Fotos und Illustrationen: Sybille Fendt, Stefan Fischer, Bärbel Högner, Alfred Jansen, Thomas Kartsolis, Nicole Maskus, Mierswa/Kluska, Achim Multhaupt, Alexandra Rusitschka, Dirk Schmidt, Jürgen Stein

Schlussredaktion: Isolde Durchholz

Redaktionsanschrift / Leserbrief: fluter – Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung, SV Medien-Service GmbH, Emmy-Noether-Straße 2, Bauteil E, 80992 München, Telefon: 089 / 2183-8327; Fax: 089 / 2183-8529; leserbriefe@heft.fluter.de

Satz+Repro: IMPULS GmbH, Taubesgarten 23, 55234 Bechtolsheim

Druck: Bonifatius GmbH, Druck – Buch – Verlag, Paderborn, leserservice.fluter@bonifatius.de

Abo verlängern & abbestellen: Tel.: 0 52 51/ 153-188 (24 Std.) Fax: 0 52 51/ 153-199

Abo bestellen & Service Tel.: 0 52 51/ 153-180 Fax: 0 52 51/ 153-190

Bonifatius GmbH, Stichwort: fluter, Postfach 1269, 33042 Paderborn

Nachbestellungen von fluter werden ab 1kg bis 15kg mit 4,60 Euro kostenpflichtig

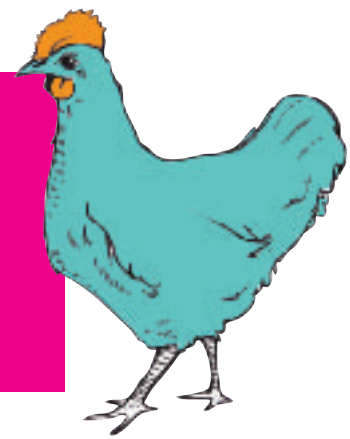
Papier: Dieses Magazin wurde auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt.

ISSN 1611-1567 Bundeszentrale für politische Bildung, info@bpb.de, www.bpb.de

Online Bestelladresse: www.fluter.de/abo

Genial daneben

Sieben Sünden, die dein Handeln erfordern – so oder so. Humor ist, wenn man's trotzdem macht.



1.

Die Situation: Durch Zufall sickert durch, dass in deiner Universität alle neuen Fensterrahmen aus dem Holz brasilianischer Regenwaldbäume angefertigt sind – so konnte die Hochschule sparen. Insgesamt 480 Euro.

Was du nun nicht tun solltest: Dich nackt an die Limousine des Hochschuldekans ketten und in den Hungerstreik treten – bis dass er eigenhändig alle Fenster mit neuen, aus dem Holz nachhaltig bewirtschafteter Wälder gefertigten Rahmen versehen hat.

Was du mindestens tun solltest: Deinem alten Schulfreund einen Tipp geben, der bei der Lokalzeitung gelandet ist und dort immer noch auf seinen Watergate-artigen Enthüllungscoup wartet.

2.

Die Situation: Für die Jugendgruppe, die du ehrenamtlich betreust, hast du in tagelanger Arbeit eine Schnitzeljagd mit vielen tollen Stationen vorbereitet, die Jugendlichen wollen aber lieber per Beamer eine DVD gucken und lachen über deine altmodische Idee.

Was du nun nicht tun solltest: Den DVD-Player mit einer Axt spalten, dann den Teilnehmern die Handys abnehmen und bis auf Halma und Memory alle Unterhaltungsmöglichkeiten im Beamerzimmer wegsperren.

Was du mindestens tun solltest: Bei der nächsten Schnitzeljagd überlegen, ob sie wirklich über eine Strecke von 25 Kilometern führen muss und ausgerechnet im Februar stattfinden sollte.

3.

Die Situation: In deiner Firma gibt es seit neuestem kein recyceltes Papier mehr im Drucker und Kopierer – denn die Firmenleitung findet das strahlend weiße „irgendwie hübscher“, außerdem war es dank des Mengenrabatts, den der Großhändler gewährt hat, geringfügig günstiger.

Was du nun nicht tun solltest: Dir einen Stempel anfertigen lassen, mit dem du auf jeden Geschäftsbrief mit roter Farbe druckst: „Mit diesem Papier wird das Abschmelzen der Pole gefördert!“

Was du mindestens tun solltest: Aufhören, dir jeden Tag den kompletten Inhalt von Spiegel.de auszudrucken, nur weil „man ja nie weiß, wann man das vielleicht doch noch mal nachlesen will“.

4.

Die Situation: Der Vater deines neuen Freundes ist Besitzer einer Hühnerfarm mit Käfighaltung und Legebatterien.

Was du nun nicht tun solltest: Dich beim ersten Kennenlernen von einem Freund vor der Haustür des zukünftigen Schwiegervaters anliefern lassen – mit einem Kleid voller Federn, eingesperrt in einen kleinen Käfig aus Metall.

Was du mindestens tun solltest: Eine flammende Rede für den runden Geburtstag des künftigen Schwiegervaters vorbereiten, in der die Lebenserwartung seiner Hühner eine tragende Rolle spielt – und sie auch wirklich halten.



5.

Die Situation: Bei der Studenten-Vollversammlung, bei der über die Weiterführung des Streiks, der Vorlesungsblockade und der Uni-Besetzung abgestimmt wird, setzt sich dein WG-Mitbewohner mit vollem Elan für den Protest ein – um gleich danach zum Jobben und Geldverdienen in seinen Heimatort zu verschwinden.

Was du nun nicht tun solltest: Ihm trotz Streikende am Telefon vorgaukeln, ihr wärt noch alle am Protestieren – bis er alle wichtigen Klausuren verpasst.

Was du mindestens tun solltest: Die Fachschaft einladen, ihren 24-Stunden-Streikposten im Zimmer deines Mitbewohners aufzubauen – dort gibt es nämlich noch Fertigsuppen satt und ein frisch bezogenes Bett.

6.

Die Situation: Ein alter, gebrechlicher Mann steht an einer stark befahrenen Straße und sieht sich suchend um.

Was du nun nicht tun solltest: Ihn ungefragt über deine Schulter werfen und allem Zappeln und allen Einwänden zum Trotz auf die andere Straßenseite tragen – um ihn dort anzubrüllen, er hätte wenigstens Danke sagen können.

Was du mindestens tun solltest: Ihn von der Baugrube wegführen, an deren Rand er gerade steht, und ihn fragen, wo er denn hin möchte.



7.

Die Situation: Als du einen alten Freund an dessen Studienort besuchst, stellt er dir seine neue Clique vor: Keiner seiner Freunde hat Haare, schwarz-rot-weiße Aufnäher und einheitliche „Störkraft“-T-Shirts stehen dagegen ausgesprochen hoch im Kurs.

Was du nun nicht tun solltest: Zu dem größten und aggressivsten der insgesamt 27 Neonazis hingehen und mit ihm darüber diskutieren, ob Adolf Hitler eher ein aktiv oder ein passiv veranlagter Homosexueller war.

Was du mindestens tun solltest: Deinem Kumpel in einem Vier-Augen-Gespräch klar machen, warum du die Freundschaft sofort und unwiderruflich aufkündigst – und vorher das Bier auf der Skinhead-Party ausschütten.



www.fluter.de

Du möchtest noch mehr wissen?

Auf fluter.de erfährst du, was gerade läuft in Politik, Gesellschaft und Kultur. Und wie es dazu kam und was noch kommen kann. In Texten, Porträts, Bildern und Videos.

Jeden Monat ein neues Thema, jeden Mittwoch alle neuen Filme und jeden Tag Diskussionen in den Foren.

fluter leuchtet ein.

www.projekt-p.info

P steht für
Politik und
Partizipation

Hinter „Projekt P – misch dich ein“
stehen drei Partner:
das Bundesministerium für Familie,
Senioren, Frauen und Jugend
(BMFSFJ), die Bundeszentrale
für politische Bildung/bpb und der
Deutsche Bundesjugendring (DBJR).



PROJEKT·P
misch dich ein



„Projekt P – misch dich ein“

„Projekt P – misch dich ein“
Geschäftsstelle
Eva Eschenbruch
Stresemannstraße 90
10963 Berlin

Tel +49 (0)30 25 45 04 32
Fax +49 (0)30 25 45 04 22

projekt-p@bpb.de
www.projekt-p.info

Was keiner mehr hören kann:

Ihr interessiert euch für nichts, schon gar nicht für Politik.
Ihr seid nicht bereit, euch zu engagieren – außer für eure
eigenen Bedürfnisse ...

Was bekannter werden sollte:

Jugendliche stellen eine Menge auf die Beine – viel mehr
als die Älteren! 37% aller 14-24jährigen engagieren sich
ehrenamtlich. Zum Beispiel mit Aktionen und Projekten zu
Globalisierung, Menschenrechten, Umweltschutz, Gewalt-
freiheit oder Tierschutz.

Was fehlt, ist die Unterstützung durch Politikerinnen
und Politiker! Dann könnte man viel mehr bewirken.

Was besser werden soll:

Ihr möchtet euch für ein Thema stark machen –
doch ihr wisst einfach nicht genau, wie das am besten
funktioniert? „Projekt P – misch dich ein“ möchte euch
in eurem Engagement unterstützen, so dass eure Ideen
mehr Gewicht bekommen und eure Bedürfnisse mehr
Gehör finden – auf allen politischen Ebenen! Demokratie
ist nicht nur Politikbetrieb. Demokratie ist Mitgestalten
und -entscheiden in der Schule, in der Nachbarschaft,
in Vereinen und Verbänden oder in den Medien.

„Projekt P – misch dich ein“ will Jugendinitiativen ver-
netzen, stärken, sichtbar machen und bis 2005 mit euch
in Sachen Partizipation eine Menge auf die Beine stellen!

Mehr dazu? www.projekt-p.info